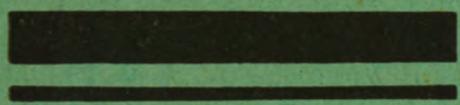


EA 22/2
(IX)

Das neue Werk



Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis.

3. Jahrgang.

März 1922

Nummer 14/15

Inhalt:

Der Römerbrief. Aus „Der Römerbrief“ von Karl Barth	413
Und dann? Ein paar Gedanken zu der Denkschrift der religiösen Sozialisten. Von Heinrich Schultheis	414
Die Not der Verkündigung. Von Hans Bruppacher	421
Ein Brief ans Neue Werk. Von Hans Ehrenberg	448
Die Kranken und Jesus. Von Hans Ehrenberg	450
Nicht wollen, sondern sein. Von Werner Jantschge	455
Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Staat, Kirche, Verkündigung, Krankheit — und Sein. Von Eberhard Arnold	456
Grundfragen der christlichen Sozialethik. Auseinandersetzung mit Paul Althaus. Von Karl Barth	461
Aus Geschichte und Zeit. Aus Neuwerklers Tagebuch. Von Georg Flemmig	473
Beiblatt. Für verhungernde Deutsche in Rußland. Von Robert Wilbrandt. Das neue Werk im neuen Jahrgang.	

Der heutigen Nummer liegt ein Beiblatt bei, das auf der einen Seite einen Aufruf für die hungernden Deutschen in Rußland und auf der anderen Seite über die Aufgaben des neuen Werkes schreibt.

Bezugs- und Anzeigen-Bedingungen des neuen Werkes.

„Das neue Werk“ erscheint im neuen Jahrgang in zwölf Nummern von zirka je 36—40 Seiten, unter Kreuzband vierteljährlich vom Verlage versandt und frankiert zum Preise von 20,00 Mark. Auslandspreis 40,00 Mark.

Die Einzelnummer kostet 8 Mark.

Anzeigengebühr: Mark 1.20 für die 50 mm breite Zeile, für die halbe Seite Mark 85.00, für die ganze Seite Mark 160.00.

Neuwerk-Verlag, e. S. m. b. H., Schlichtern und Leipzig.

Postcheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 25 850.

Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultze

Der Römerbrief.

Dem Glauben“ enthüllt sich, was Gott aus Treue enthüllt. Jenen, die verzichtet haben auf direkte Mitteilung, wird es mitgeteilt. Zu denen, die es mit ihm wagen wollen, redet Gott wie er ist. Die die Last des göttlichen Nein auf sich nehmen, werden getragen von dem größeren göttlichen Ja. Die Mühseligen und Beladenen werden erquickt. Die dem Widerspruch nicht ausweichen, sind in Gott geborgen. Die sich aufrichtig ins Warten versetzen lassen, erkennen daran, daß sie warten dürfen, sollen und können, Gottes Treue. Die vor Gott Respekt haben und den Abstand wahren, leben mit Gott.

An ihnen erfüllt sich die Weissagung: Der Gerechte wird leben aus Treue! (Habak. 2, 4). Der „Gerechte“ ist der zum Wächter gewordene Gefangene, der Hüter an der Schwelle der göttlichen Wirklichkeit. Eine andere Gerechtigkeit gibt es nicht als die des Mannes, der sich in das Gericht Gottes stellt, des Erschrockenen und Hoffenden. Er wird leben: Er hat die Anwartschaft des wirklichen Lebens, indem er die Nichtigkeit dieses Lebens erkannt hat, und er ist in diesem Leben nie ohne den Widerschein des wirklichen Lebens, im Vergänglichen nie ohne den Hinblick auf das Unvergängliche. Die große Unmöglichkeit hat ihm ja das Ende und das Ziel der kleinen Unmöglichkeiten angekündigt. Er wird leben aus der Treue Gottes. Ob man sagt: Aus der Treue Gottes oder: aus dem Glauben des Menschen, es ist dasselbe. Schon die Überlieferung dieses Prophetenworts weist nach beiden Richtungen. Die Treue Gottes ist es, daß er uns als der ganz andere, als der Heilige mit seinem Nein in so unentrinnbarer Weise entgegentritt und nachgeht. Und der Glaube des Menschen ist die Ehrfurcht, die sich dieses Nein gefallen läßt, der Wille zum Hohlraum, das bewegte Verharren in der Negation. Wo die Treue Gottes dem Glauben des Menschen begegnet, da enthüllt sich seine Gerechtigkeit. Da wird der Gerechte leben.

Das ist die Sache, um die es im Römerbrief geht.

Aus: „Der Römerbrief“ von Karl Barth. Zweite Auflage in neuer Bearbeitung. 1922. Christian Kaiser, Verlag in München, Seite 18 und 19.

Und Dann?

Ein paar Gedanken zu der Denkschrift der religiösen Sozialisten.

Die Kontroversen der letzten Zeit und die der letzten Nummer des „Neuen Werkes“ drängen uns vorwärts und lassen es notwendig erscheinen, daß wir im Laufe dieses Jahres einmal ganz gründlich, losgelöst von den Vorgängen des Tages, die Fragen behandeln, die im Letzten hinter der augenblicklichen Kontroverse stehen. Streng genommen ist es ja eigentlich nur eine Frage, um die es in dem ganzen Sowohl-Absauch und Entweder-Oder geht, das uns bisher beschäftigte, nämlich die Gottesfrage.

Mit andern Worten, es kann sich nur darum handeln, ob es uns geschenkt wird, daß wir zu der Erkenntnis durchdringen, daß Gott Gott ist — aber nicht wahr, daß er Gott ist — und ob von hier aus nicht nur „einer an allem kirchlichen Betrieb verzweifelt“, sondern ob uns alles Menschenwerk, ja der Mensch selber als durchaus fragwürdig erscheine. Es ist die Frage, wieder anders gesagt, ob uns die Erkenntnis wird, daß das Evangelium — nicht das Christentum — als die frohe Botschaft von der nahenden Gottesherrschaft in schärfstem Gegensatz zur Welt steht, ja das Gericht über diese Welt und zugleich in dem Gericht die Gnade bedeutet.

Ist das Evangelium aber Gericht und Gnade zugleich für diese Welt, so ist es die Offenbarung, daß Gott Gott ist, und dann wird es unmöglich sein, aus dem Evangelium eine Religion zu machen — eben das, was das Christentum, die zeitliche, vergängliche Erscheinungsform des Evangeliums darstellt und wovon die Kirche, das heißt die organisierte Kirche lebt. Ist aber Gott Gott und das Evangelium die Offenbarung Gottes, so bedeutet dies das Ende aller Religion. Ist Gott Gott und ist er geoffenbart im Evangelium, so haben alle titanischen Versuche von Seiten der Menschen, Gott herunterzureißen und damit das menschliche Leben zu sichern, ein Ende. Denn das Leben ist dann von Gott her vollständig in Frage gestellt und wir werden gerade in diesem in Frage gestellt sein eine Wirkung Gottes in die Welt hinein und einen Hinweis auf ihn als den Herrn der Welt erkennen. Es handelt sich also darum, ob wir dem Gerichte Gottes, das zugleich Gnade ist, standhalten. Oder wollen wir Gott ausweichen und uns ein Mensch-Gott-Reich, ein Dingreich einrichten, einen neuen babylonischen Turm bauen? „Religion“ ist nur der Versuch, das Bemühen, vom Menschen her zu Gott oder wenigstens zu göttlichem Gefühl zu gelangen. Demgegenüber steht Gott und seine Wirkung in die Welt hinein.

Also nicht um Kritik und nicht um ein Verzweifeln am kirchlichen Betrieb, weil er nun einmal so unvollkommen ist, wie er ist, ja wie alles Menschenwerk ist, kann es sich handeln, sondern allein um die Frage nach Gott, der sich im Evangelium offenbarte, und um das, was aus dieser Frage nach der Seite der Welt hin sich ergibt.

In den Gegenfragen, die in der vorigen Nummer an die religiösen Sozialisten gerichtet wurden, ist dies angedeutet, aber die Fragen waren an einer entscheidenden Stelle stecken geblieben, so daß sie in der Fläche verlaufen und nicht zur Senkrechten von oben, also zum Gericht führen, von wo aus alle Bewegungen in der Fläche schon gerichtet, schon erledigt sind und als vorletzte, wirklich nur als vorletzte Bewegungen erscheinen.

Diese Fragen machen Halt vor der Kirche, um ganz klar zu sein vor der organisierten Kirche. Zwar üben sie Kritik an ihr, aber eben — Kritik. Sie erkennen die Kirche damit als notwendig an. Sie erscheint ihnen nicht als schon gerichtet, schon in Frage gestellt, sondern sie hoffen von ihr, daß wenn sie sich gereinigt hat von den „Bindungen an staatliche und andere Interessen“, sie die Gemeinde Christi bauen und für sein Evangelium werben könne, besser als bisher.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß dann das Evangelium leichter verkündigt werden kann. Aber nicht wahr: das Evangelium soll verkündigt werden, doch gerade das, daß Gott Gott ist! Der Himmel soll erschlossen werden! In dem Augenblick aber, wo dies geschieht, ist damit nicht das Ende der organisierten Kirche gekommen, ist damit nicht all das, was auch noch einen Wert, eine Bedeutung hatte, ist damit nicht das Ende der Religion als Ding an sich gegeben? Wo die Gottesherrschaft als nahend verkündigt und zur Umstellung aufgerufen wird, ist damit nicht das Ende der Weltherrschaft, als deren Teil nun einmal Religion und Kirche zu betrachten sind, gegeben? Und warum war die Verkündigung des Evangeliums nicht in den alten Bedingungen möglich, warum nicht? Hängt seine Verkündigung wirklich nur von einer verbesserten Organisation ab?

Nein, das Evangelium ist nicht Religion, wie es das historische Christentum ist. Es ist von oben, die Religion ist von unten. Es ist die Gegenwart, die Ruhe Gottes, es ist der Strom, das freie Wehen der überzeitlichen Kräfte, es ist Gericht und Gnade, Kreuz und Auferstehung, nicht als Andachtsobjekte, sondern als sich vollziehend in der Welt. Die Religion aber ist ein rein äußerliches Verhältnis zu Gott, in dem man sich um Gott müht. Die Religion ist das Fernsein Gottes und das Fernsein von Gott. Das Evangelium ist das zeugende, lebensschaffende, umgestaltende Gotteswort. Es ist Glaube, Liebe, Hoffnung als weltüberwindende Kraft.

Religion ist Andacht, weihewolle Stimmung, Sitte, Moral, Zeremonie. Das Evangelium ist Sieg. Religion ist Verzweifeln, aber nicht eingestandene Verzweiflung. Das Evangelium ist die Offenbarung Gottes und damit das Ende aller Fürstentümer und Gewalten. Und das Kreuz ist die Entscheidung: Gott und Religion im letzten endgültigen Entscheidungskampf. Dann kommt der Sieg Gottes, in ihm die Auferstehung, ein Leben ohne Religion, eine weltüberwindende Kraft, ein Durchbrechen von oben her und das Ende aller Gewalten, aller Mächte von Menschen und Teufeln. Wo aber finden wir das dargestellt? Nie und nimmer als ein

Zustand von Menschen, sondern immer nur als ein geheimnisvoller Vorgang, als ein Weg, den Gott zu den Menschen geht: Es ist nirgends eine Beharrung auf einem Punkt, sondern immer der abgeschossene Pfeil, der Vogel im Fluge.

Die biblischen Menschen stehen in ständigem Kampf mit der Religion der Menschen. Jesus hatte keine Religion, gerade sie erkennt er als ein satanisches Menschenwerk in der Versuchung, und ständig steht er im Kampf mit ihr. Was ist denn die entscheidende Frage vor dem Hohen Rat, nun doch eben eine religiöse Frage. Entscheidend ist doch, daß er wagt zu sagen: Ich bin von Gott; ich bin Christus. Und was ist immer wieder das Entscheidende in den späteren Verhandlungen zwischen Hohem Rat und Aposteln? Doch eben das, daß diese nicht Religion haben, sondern den gekreuzigten auferstandnen, gegenwärtigen und kommenden Herrn bezeugen, mit anderen Worten, daß sie alle Religion auflösen. Und von welchem Augenblick an sind die Jünger und Nachfolger Jesu in der Welt gelitten und heimisch? Von dem Augenblick an, wo sie die Jünger- und Nachfolgerschaft aufgegeben haben, wo sie religiöse Menschen geworden sind, wo die Grunderfahrungen zu Systemen zusammengestellt sind, wo der Wille sich in der Erfüllung der Moralgesetze müht, wo das Gefühl in andächtigen Stimmungen schwelgt. Kurz gesagt, nachdem die Religion, dieses titanische, wunderbare Werk menschlichen Geistes sich des Heilsprozesses als Heilstatsache bemächtigt hat und die organisierte Kirche die Religion pflegte im Namen dessen und unter Anrufung dessen, den die Religion und die Kirche gekreuzigt hatte.

Wann und wo in der katholischen Kirche das Evangelium neu entdeckt wurde, wann und wo das Wort Gottes wieder zu treiben und zu schaffen anfing, wo es aus den Menschen hervorbrach, da führte es zur Auflösung der Religion und zur Emanzipation von der Kirche. Und was ist die Grunderkenntnis der Reformatoren? Nun doch das, daß die Religion nie und nimmer zu Gott führt, sondern daß Gott es ist, der den Glauben schafft. Gott ist es, der den Menschen ergreift; und seine Ehre, seine Herrschaft, sein Reich, sein Wille ist der entscheidende. Was bedeutet da noch Religion des Menschen und Pflege des religiösen Lebens?

Der Mensch ist in der Reformation zur Heilsgewißheit gelangt. Er konnte aber nur zu dieser Heilsgewißheit gelangen, weil Gott Gott ist; das heißt, aber, daß Gott herrscht, daß er allein gilt, daß er allein sein Reich heraufführt. Gott steht wieder im Mittelpunkt und der Mensch an der Peripherie.

Schnell, sehr schnell aber drängt der Mensch sich wieder in den Mittelpunkt, und Gott tritt an die Peripherie. Das Objekt, um das gehandelt wird von Gott her, macht sich zum Subjekt, das Subjekt wird Objekt — die Religion hält ihren Einzug in die neue Kirche. Das Evangelium wird zur Religion, gerade das Evangelium, das das Ende aller Religion ist, weil es allein die Glaubensgewißheit schafft.

Die neue Welt, die es erschaffen, wieder erschlossen hatte, ist damit erschüttert. Die Glaubensgewißheit wird zum Heilsprinzip erhoben, und wir sind damit beim Menschen, ganz beim Menschen wieder angelangt und bei seinen seelischen Bedürfnissen.

Welch ein Unterschied besteht nun zur katholischen Kirche? Streng genommen gar keiner. Beide Kirchen vertreten ein Heilsprinzip, das die Seligkeit im Jenseits garantiert. In der evangelischen Kirche ist es der Glaube an die sündenvergebende Kraft Jesu Christi, die in die ewige Seligkeit führt, in der katholischen Kirche ist es Glaube, sittliche Höchstleistung und Unterordnung unter die Autorität der Kirche, die den Himmel erschließen. Um Gott, um seine Ehre handelt es sich nicht mehr, sondern um den Menschen handelt es sich, und nur um ihn, daß Gott ihn selig mache. Also Gott herunter gerissen, Gott gebraucht um selig zu werden. Religion = Mensch-Gott-Reich!! Religion des Menschen!

Sind es wirklich nur die staatlichen und anderen Interessen, die die Verkündigung des Evangeliums hinderten? Wenn diese fallen — und dann? Dann ist alles schön und gut? Also nur auf eine Verbesserung der Kirche kommt es an? Dann wächst die Gemeinde Christi? Sind wir aber mit dieser Verbesserung, die wir alle selbstverständlich wünschten, bei Gott oder nur bei Menschen? Ist wirklich etwas geschehen? Nämlich von Gott her etwas geschehen? Oder ist es nur eine Bewegung in der Fläche von Menschen her? Und weil doch nun offenbar nur etwas von Menschen her geschehen ist und die Fundamente dieselben bleiben, eben die menschlichen Fundamentierungen, aber doch nun scheinbar etwas geschehen ist, ist darum vielleicht schon kein Lauschen mehr auf das Geschehen von Gott her? Sind wir dann nicht schon wieder in neue Dinglichkeiten ausgelaufen, die uns wieder einschläfern und uns das Leben sicher stellen, in — einer neuen verbesserten organisierten Kirche.

Die Gegenfragen der vorigen Nummer, „Die kirchliche Frage der Gegenwart“, machen auf einmal Halt vor der organisierten Kirche und verlaufen damit schließlich in derselben Linie, in der sich die Denkschrift der religiösen Sozialisten bewegt.

Die Denkschrift der religiösen Sozialisten verläuft in der Fläche. Sie ist in ihrer Art wundervoll anregend und voll der hellsten Streiflichter aufs Proletariat. Aber da sie offenbar nur ein immanentes Geschehen kennt, worauf die Gegenfragen schon hinweisen, ein Geschehen, das psychologisch gefaßt werden kann, so muß sie schließlich bei einer organisierten sei es auch noch so freien Volkskirche oder proletarischen Kirche endigen.

Und dann?

Nun, und dann wird man über Pazifismus, über Internationalismus und so weiter, kurz über, nicht wahr über das, was im Proletariat lebt, predigen; man wird mahnen, trösten, kurz, man wird ganz im alten Betrieb sein, nur in einer zeitgemäßen, dem Bedürfnis des Proletariats entsprechenden Religion und Kirche sein. Zu der modernen Theologie wird

die modernste proletarische Theologie kommen. Das überzeitliche, ewig unveränderliche Evangelium? Nein, ach nein, das zeitgemäße, dem Bedürfnis der proletarischen Psyche entsprechende „Christentum“. Die Religion wird dem Proletariat mit seiner Kirche geschenkt werden. Ein titanischer Wunderbau wird entstehen. Und Christus? Nun Christus wird in seinem eignen Namen der proletarischen Psyche amalgamiert werden. Er, der keine Amalgamierung duldet, er, der Weltenrichter.

Aber entspricht es denn der Sachlage, die menschlich-christliche Religion und Kirche dem proletarischen Empfinden anzunähern und anzupassen. Wie wäre es, wenn die gesamte proletarische Bewegung aus einer Kraft stammte, die hinter allen Bewegungen steht?

Sind jener große Glaube, jene große Liebe, jene große Hoffnung, wie sie in aller menschlichen Verkehrtheit unter Emanzipation von der Kirche und damit von der Religion im Proletariat aufflammte, wirklich nur aus Bewegungen der Fläche entstanden, wirklich nur psychologisch zu fassende und zu erklärende Vorgänge aus zu berechnenden zeitlichen Lagen? Oder sind sie lebendige Wirkungen aus einer Welt, die hinter und über allem Psychischen und Ökonomischen steht? Allerdings einer Welt, die höchstens nur geahnt wurde und wird im Proletariat, die noch nicht klar erkannt ist als die wirkliche Welt. Ist das, was in der Anklage eines Marx stammelt, und was in seiner These aufflammt, wirklich nur aus einem immanenten Geschehen heraus zu erklären, trotz seines Atheismus? Ja, ist der Atheismus des Proletariats vielleicht eine viel größere Gottesbejahung, ohne daß es das Proletariat weiß, als der Theismus der Kirche, der es vielleicht gerade dem Proletariat unmöglich machte, zur Gotteserkenntnis zu gelangen?

Ist das Proletariat, so wie es ist, in seinem Glauben, seiner Liebe, seiner Hoffnung nicht ein Beweis, daß es der Kirche und Religion nicht bedarf in der Welt, wenn ein Geschehen aus überzeitlichen Quellen einsetzt, und Gott sich seine Werkzeuge erwählt, die selbstverständlich derselben Fragwürdigkeit des Menschseins unterliegen wie alle andern auch?

Wer ist denn der Samariter, — nicht wahr, der Samariter, — der sich aufgemacht hat, oder besser berufen worden ist, der unter die Räuber gefallenen Menschheit sich zu erbarmen? Nun doch wohl das Proletariat. Wohlgemerkt, der Samariter war zweifellos viel weniger religiös als der Levit oder gar der Priester, er war auch wohl unreiner als beide, hatte auch zweifellos keine so klare Gottesvorstellung wie beide und doch — er tut den Willen Gottes. Wohlgemerkt, es gilt dem Proletariat das Ja und das Nein und das Nein und das Ja in der Welt eben so gut wie allen anderen, und dennoch ist es nicht zu leugnen, daß es mit seiner Fragestellung, die nicht von Menschen ist — die es heranbringt an die Ehe, die Familie, die Schule, die Kirche, die Gesellschaft, den Staat, so wie sie sind, und auch was diese an geistigem Leben hervorgebracht haben in Wissenschaft, Kunst, Religion, Moral und Recht einen Auftrag erfüllt,

— ja einen Auftrag, der ohne es zu wissen, gewirkt ist aus einer anderen Welt und Hinweis auf eine andere Welt ist. Man möchte versucht sein, einmal einige Stellen der eschatologischen Reden Jesu auf Kirche und Proletariat anzuwenden!

Ohne es zu wissen — was es tat, ist das Proletariat bereitgestellt worden, zu tun, was der Christenheit zu tun obgelegen hätte, wenn — ja wenn sie nicht religiös, nicht kirchlich geworden wäre, sondern den Willen Gottes getan hätte. Christus hat die Fürstentümer und Gewaltigen ausgezogen und einen Triumph aus ihnen gemacht. Gott ist also immer da, wo der Kampf entbrennt gegen die Zeitgewalten. Wer hat den Kampf ohne Religion, ohne Kirche gegen den Fürsten dieser Welt in unserer Zeit eröffnet? Die Kirche — nein, sie kann Gott dienen und dem Mammon, wie alle Kirchen aller Zeiten und aller Völker. Kirche ist Macht, wie Mammon Macht ist, und auch im Reich des Fürsten dieser Welt herrscht Ordnung! Es ist sehr billig, wenn heute Vertreter der Kirche auf den Mammonsdiens des Proletariats hinweisen. Das Proletariat bleibt doch der geschmähte — — Samariter.

Die christlichen Vertreter müssen verstummen, damit nicht auf sie das Gleichnis angewandt werde von den beiden Söhnen, von denen der eine Ja sagt aber nichts tut. Während das Proletariat dem knurrigen Neirfager gleicht, aber doch den Willen des Vaters vollbringt. Die Christen können sich nicht damit entschuldigen, daß sie gegen Geiz, Neid, Habsucht, Wucher gewettert haben. Sie haben den prinzipiellen Gegensatz Gott und Mammon, Gottes Reich und Mammons Reich nur in einen psychologischen von gut und böse umgewandelt und haben die prinzipielle Einsicht der Bibel, daß wir nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen haben, sondern mit Fürstentümern und Gewalten preisgegeben, preisgegeben zugunsten eines nur moralischen Gegensatzes.

Gerade aber diese Erkenntnis finden wir *mutatis mutandis* bei dem Proletariat, obgleich es noch nicht erkannt hat, woher im letzten diese Erkenntnis gekommen ist.

Das Proletariat ist noch nicht zur Gotteserkenntnis gekommen. Und hiermit stehen wir vor dem Ende der Denkschrift. Das Proletariat scheint um diese Erkenntnis nun zu ringen. Darum und nur darum kann es sich handeln, wenn es sich um überhaupt etwas handeln soll und wenn nicht — nun wenn nicht nun auch dort ein babylonischer Turm erbaut werden soll.

Es kann sich nicht um eine proletarische Religion handeln, die ihren Ausdruck findet in einer freien Volkskirche oder in einer proletarischen Freikirche. Es kann und darf sich nicht darum handeln, daß nun gerade das, was das Proletariat in seiner großen Sachlichkeit als Utopie erkannt hat, nun weil vielleicht Ansätze und Bedürfnisse dazu da sind, dort eingeführt wird, nämlich Religion. Es kann sich nicht um eine Jugendunterweisung handeln, die dem modernen Weltbild entspräche, auch nicht um einen Kult, der dem proletarischen Bewußtsein entspräche; nein, ge-

rade darum kann und darf es sich nicht handeln, daß jetzt Jesus Christus zugunsten des Proletariats säkularisiert werde.

Es kann sich nur darum handeln, daß Gott dem Proletariat Menschen erweckt, die mit ihm gemeinsam ringen um Gotteserkenntnis, die mit ihm gemeinsam lauschen auf das, was hinter seinem Glauben, seiner Liebe, seiner Hoffnung steht, die mit ihm horchen auf die Revolution, die hinter allen Revolutionen geschieht, ja schon geschehen ist.

Es ist nicht abzusehen, warum es dazu eines Anschlusses an die Volkskirche bedarf oder einer proletarischen Kirche; es ist nicht abzusehen, warum es dazu sogenannter Gottesdienste bedürfte? Es ist nicht abzusehen, warum das Proletariat, das in der Emanzipation von Religion und Kirche seinen Weg ging, den es gehen mußte, nun, wenn auch in zeitgemäßer, letzter Neuheit entsprechender Form hineingestoßen, in diese Mächte hineingestoßen werden soll.

Hier kommt die Frage: Wenn nun das Proletariat zur Gotteserkenntnis gekommen? Nun dann haben es mehr Menschen erkannt, daß Gott Gott ist. Das ist alles, was dabei heraus gekommen ist. Ergibt sich dadurch auch ein Fortschritt in der Welt, in der Geschichte, nun so unterliegt derselbe von Gott her derselben Fragwürdigkeit, wie die Vergangenheit auch. Es warten dann mehr Menschen eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Das Evangelium hat kein Interesse daran, neue Kulturen, neue Geschichte zu schaffen. Es verneint das Alte, wie es das Neue, das getan werden muß, jetzt und hier im Angesichte Gottes, in dem Augenblick, wo es geworden, schon wieder verneint. In dieser gewaltigen Paradoxie des Nein und des Ja und des Ja und des Nein von Gott her leben wir Menschen. In dieser furchtbaren Spannung vollzieht sich unser Warten und Eilen. Nicht Gott ist das Werden, sondern das Werden ist Gotteswirkung und der Hinweis auf ihn, als den Schöpfer, Erhalter und Bollender, als den Herrn der Welt.

Es handelt sich um den diametralen Gegensatz: Die Kirche will dem Menschen aus der ständigen Unruhe, die die göttliche Unruhe ist, heraus helfen, will sie beruhigen und auf der andern Seite als Autorität mit ihren Mahnungen und Forderungen den Menschen zu Gott führen, das heißt aber, sie will ihn zur höchsten Vollendung bringen. Das ist die Sache der Kirche und ist Sache der Religion. Sie will den religiös-sittlichen Menschen züchten. Sie führt ihn damit auf eine relative Höhe, aber sie entfernt ihn damit gerade von dem furchtbaren Abgrund, in dem nichts mehr gilt, als Gottes Liebe und Gottes Vergebung aus der Höhe.

Hier allein aber kann der Mensch erwachen aus all seinen Träumen, seinen religiösen, seinen sittlichen, seinen kirchlichen und seinen Erlebnisfen. Da gilt keine Andacht mehr und kein Tugendstolz, keine kirchliche und keine revolutionäre Tat mehr, das Erwachen aber heißt: Jesus Christus.

Die Not unserer Verkündigung.

Eigenart und zugleich höchster Anspruch des protestantischen Pfarrercamtes liegen darin, daß uns Pfarrern das Wort Gottes anvertraut ist. Die alte Bezeichnung unseres Berufes, die Kern und Wesen desselben ausdrücken will, „verbi divini minister“ ist nicht veraltet, wie man aus der vielgeschäftigen und — fast möchte man sagen — wahllosen Kulturtätigkeit mancher Amtsbrüder schließen könnte. Gibt es eine religiöse Verkündigung — und in allgemeinen zweifeln wir ja nicht daran, daß es sie gebe —, so ist schwer einzusehen, wie ein Pfarrer in ihr nicht den Hauptbestandteil seiner Aufgabe und Arbeit erkennen soll. Ist er aber einmal soweit, so wird er bald auch merken — ob mit Freude oder mit Erschrecken, bleibe vorläufig dahingestellt —, daß die Verkündigung die Arbeit seines Amtes, sein einziger Beruf ist. Wir können uns in unserem Wollen und in unserer ganzen Orientierung unmöglich soweit von den Propheten, von Paulus, von den Reformatoren entfernen, daß uns die Einsicht in den Verkündigungscharakter unseres Berufes fremd wäre. Man kann in guten Treuen darüber rechten, ob Kirche und Pfarramt im Blick auf die heutige Lage und so wie sie selbst heute sind, einen Sinn haben; aber man kann bei Anerkennung ihrer Berechtigung kaum darüber streiten, worin diese nun liege. Sie muß dann in der Verkündigung des Gotteswortes liegen. Das Pfarramt unterscheidet sich durch seine Stellung zu Gott grundsätzlich von allen andern Berufen. Sie alle stehen in der Welt drin, begnügen sich an ihr und arbeiten im besten Fall zu Nutz und Frommen der Menschen. Der Pfarrerberuf muß einen größeren Maßstab ertragen, wenn er nicht eine sehr zweifelhafte Rolle spielen und sich den eigenen Boden unter den Füßen weggraben will. Eine einfache Überlegung zeigt das. Es hält sich niemand stark darüber auf, daß der heutige Arztstand im ganzen gottlos ist. Man hält ihn doch weithin für fähig, seine Aufgabe zu erfüllen. Man ist Zeuge großer Fortschritte auf dem Gebiete der Medizin und wird nicht überrascht sein, wenn es diese „unchristliche Wissenschaft“ bis in fünfzig Jahren noch viel weiter gebracht haben wird. Wir vertrauen uns einem Eisenbahnzug an, ohne lange zu fragen, ob das Personal, das ihn bedient, auch wirklich an Gott glaubt oder nicht. Es ist Erfahrungstatsache, daß Bäcker und Metzger einen recht bedienen können, auch wenn sie Heiden sind. Ist aber etwa ein Pfarrerstand denkbar, der seine Orientierung an Gott aufgegeben hätte? Das Volk beantwortet diese Frage, wenn es von einem Pfarrer urteilt: Er glaubt selbst nicht, was er predigt. Ein Pfarrer, der diesen Eindruck erweckt, ist als Pfarrer erledigt.

Was geht daraus hervor? Es geht daraus hervor, daß, falls wir es überhaupt ertragen können, Pfarrer zu sein, das heißt diese Isolierung, dieses Odium der Andersartigkeit auf uns zu nehmen, wir dann auch mit Furcht und Zittern darüber wachen müssen, daß das Merkmal unseres

Berufes rein und unverfälscht gewahrt bleibt. Dieses Merkmal ist nicht die Untadeligkeit unseres Charakters, auch nicht durchaus eine so oder so beschaffene Stellung zu den großen Menschheitsbewegungen, auch nicht die Intensität der religiösen Veranlagung, soweit sie etwa Gegenstand religionspsychologischer Betrachtung sein könnte, sondern es ist die radikale Bezogenheit auf Gott und der daraus notwendig erwachsende und in unserem ganzen Sein vorhandene Hinweis auf die Problematik unseres aus Gott herausgeworfenen Lebens, es ist die Verkündigung von einer andern Welt als der, deren Zusammenbruch an ihren eigenen historisch-psychologischen Bedingtheiten wir eben wieder deutlich erlebt haben. Also die Verkündigung, das Zeugnis, der Hinweis, oder auch — von der andern Seite her — das Rufen, das Mahnen, das Warnen, das Aufstören und Unruhigmachen, das ist der Beruf des Pfarrers! Und zwar liegt es in der Natur der Sache, daß dieses Zeugen und Hinweisen, dieses Warnen und Beunruhigen nur letzten Wahrheiten und Möglichkeiten gelten, nur in tiefsten Tiefen verankert sein, nur im Jenseits seine Ursache haben kann. Unser Amt ist durch seine große Verbreitung und durch die traditionelle Selbstverständlichkeit, mit der es immer noch von der Hauptmenge der Leute ertragen wird, der bösen Gefahr der Verflechtung mit allen übrigen Gegebenheiten, der Vermischung und Einreihung in die große Schar der Kulturfaktoren ganz besonders ausgesetzt. Gerade darum muß es sich hüten, ein Mittel gegen jede und alle Not des Menschen anzubieten und darzustellen. Es ist nicht seine Sache, sich mit den Übeln, Verirrungen und Verlegenheiten zu befassen, deren Beseitigung durch Mittel und Wege dieses Amons die, die gelitten haben, sofort wieder ruhig macht. Es steht nicht im Dienst einer opportunistischen Lebensauffassung und sieht es nicht für seine Aufgabe an, Zufriedenheit, Arbeitsamkeit, Verträglichkeit, soliden Lebenswandel und wie die Inventarstücke einer bürgerlichen Rechtschaffenheit weiter heißen mögen, zu erwirken. Das kann es andern überlassen, die ein Interesse daran haben. Es ist zuviel Mißbrauch und Betrug mit der Forderung und dem Lobpreis solcher Eigenschaften getrieben worden, zuviel gemeinste Interessenpolitik und gewissenloseste Diplomatie haben sich schon ein sehr moralisches und sehr frommes Mäntelchen umgehängt, als daß wir noch die Freiheit hätten, zu tun, als ob wir nichts davon wüßten. Auch tragen wir an unserer persönlichen Gebundenheit und Gefangenschaft im Reiche der Gottesferne zu schwer, als daß wir die Unbefangenen und Überlegenen spielen dürften den bloß menschlichen und irdischen Ordnungen gegenüber. Die Berufung auf die Gleichnisse Jesu, in denen die Weisen und Wahrheiten des Gottesreiches doch auch an gewöhnlichen, menschlich-irdischen Dingen anschaulich gemacht seien, unterbleibt an dieser Stelle vielleicht besser: Wir sind nicht Jesus. Nein, unser Standort kann überhaupt nicht in dieser Welt sein. Und wenn es klar ist, daß wir ihn auch nicht mit nichts dir nichts in die Ewigkeit verlegen können, so bleibt halt nichts anderes

übrig als mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß wir uns einmal zwischen drin hinzustellen haben. Wir können uns dann allerdings nicht ruhig lagern, wir irren umher und finden keinen festen Grund. Aber wir haben das Bewußtsein von der Heimat und die Sehnsucht nach ihr und wir wissen um die Verlorenheit, und das ist besser als in Gottesferne den Todeschlaf der Stumpfheit zu schlafen und besser auch als in falscher Gottesnähe vor der Frage verstummen zu müssen: Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitliches Kleid an?

Eine andere Berechtigung des Pfarramtes kann ich mir nicht denken als wie sie in diesen — freilich mangelhaften — Andeutungen gemeint ist. Wir sollen, falls wir es können, schlafende Augen zum Sehen bringen, zum Sehen der Größe der Not und der Größe der notwendigen Hilfe, wenn die Hilfe wirklich Rettung und Erlösung sein soll. Ohne ein tiefes und endgültiges Mißtrauen gegen alle selbstgewollte und selbstgefundene Befreiung würden wir unser Amt nicht verstehen. Je schwerer aber dieser eine Auftrag auf uns liegt, umso weniger werden wir uns als Pfarrer zersplittern und in die Breite verlieren. Der Ruf nach Reform des theologischen Studiums im Sinn von vermehrter und sorgfältigerer Einführung in allerlei praktische Fragen des Amtes verkennet sicher das einzigartige Wesen unseres Berufes und lenkt den Blick vom Zentrum weg zu peripheren Nebenbeschäftigungen. Nicht, daß solche Dinge nicht auch recht sein könnten. Aber noch so viele Detailkenntnisse, praktische Beschlagenheit und Routine vermögen das fehlende Eine, das Wort, das sich uns anvertrauen will, nicht zu ersetzen. Ist aber dieses da, so wirds im andern schon recht herauskommen. Der Rat Augustins: *Uma et fac quod vis!* der in diesem Zusammenhang übersetzt werden darf: Richte den Blick auf die Hauptsache und dann hats mit den Nebensachen keine Not! weist auch hier den Weg. Die Lage rechtfertigt eine Besinnung auf diese Wahrheit; denn sie wird praktisch nicht so selbstverständlich anerkannt wie theoretisch. Der natürliche Wunsch des Pfarrers, nur Mensch zu sein, nicht Prediger, nicht Gesandter, nicht Knecht des Christus Jesus, sondern ungebundener, unverhafteter, gewöhnlicher Mensch, ist ja auch zu wohl zu verstehen als daß es leicht anders sein könnte. Umso unerlässlicher ist das Wachen, umso unabweisbarer die Konzentration, umso mehr muß der Versuchung widerstanden werden, rein diesseitige, kulturselige Mittel und Methoden in den Dienst der Gottes Sache zu zwingen. Wir haben nicht Psychologie und nicht Anthropologie zu treiben, — ich gestehe, daß mir das Wort „Seelsorger“ immer ein leises Grauen eingeflößt hat —, und wenn wir im Ernst natürlich noch viel weniger auf den Namen Theologen Anspruch erheben können, so sollen wir doch wissen, daß nur die Orientierung nach dieser Seite hin Verheißung hat. Dem Theologen allein fällt das Reich der Seele und die Erkenntnis von Mensch und Welt in den Schoß, während eine verselbständigte, eigengesetzliche Psychologie und Historie blind ist, sich im Kreise bewegt und sich selber nicht versteht.

Die Folgerung aber aus dieser Einsicht für unsere Praxis ist immer wieder die, daß wir Verkündiger des Gotteswortes sein sollen und nichts anderes. Nicht die Gemeinnützigkeit und nicht die Pflege der Kirchlichkeit und die Konservierung kirchlicher Tradition in unseren Gemeinden ist unser Amt, sondern Jahwe sprach zu Jeremia: „Wenn du dich zu mir wendest, so will ich mich zu dir wenden. Vor mir sollst du stehen. Und wenn du Köstliches ohne Gemeines hervorbringst, sollst du sein wie mein Mund.“

Diese radikale, einseitige Stellung des Pfarramtes ist nur das natürlich-notwendige Gegengewicht zu dem ganzen, alle — diesseitigen und jenseitigen — Gegebenheiten nivellierenden Relativismus und Skeptizismus unserer Zeit, der sich selber allerdings so untreu ist, daß er praktisch auf eine Vergötterung und Anbetung der Kultur hinausläuft. Eine christliche Kultur haben wir nicht, christliche Gemeinden sind eine große Seltenheit, also können wir sie in unserer Tätigkeit auch nicht voraussetzen. Wir reißen die Gotteswelt und die Christenheit nicht erst auseinander, sie sind es schon. Tritt drum das Wort Gottes an die Menschheit heran, so kann das vorerst einmal nur in der Weise des Gegensatzes und Protestes geschehen. Wie sollte Gott Kompromisse schließen und paktieren können? Er kann nicht anknüpfen, nicht schenken, nicht rechtfertigen, solange die Stellung des Menschen außerhalb Gottes so selbsticher, so naiv, so ungebroschen ist, daß dieses Anknüpfen, Schenken, Rechtfertigen fast notwendig mißverstanden werden muß zu eigenen moralischen und religiösen Gunsten. Wer das göttliche Nein zu diesem Non, an dem wir alle Schuld und Teil haben, einmal vernommen hat, der weiß, daß er anderes zu tun hat als beschwichtigend und ausgleichend in den Riß zu treten und durch sein ganzes Tun die Frage offen zu lassen, ob er denn eigentlich Gott oder den Menschen meine, die Welt des Vaters oder die abendländische Staats- und Persönlichkeitskultur. Um der Reinheit und Klarheit der göttlichen Wahrheit willen darf unsere Stellung nicht zweideutig sein und dürfen wir nicht durch allzu bereitwillige Einspannung in den Kulturapparat die Meinung aufkommen lassen, als seien Dienst am Evangelium einerseits und Mitgliedschaft der gemeinnützigen Gesellschaft, Stellenvermittlung, Schulinspektionen, Fürsorgetätigkeit, Bundesfeierreden und anderes mehr andererseits ungefähr Synonyme für eine und dieselbe Sache.

Diese unumgängliche, weil in seinem Wesen selber begründete Einsamkeit, Unerbittlichkeit und Schroffheit unseres Berufes offenbart uns Pfarrern nun freilich auch den Notstand, in dem wir uns befinden. Er ist zunächst ein allgemein menschlicher mehr subjektiver Art. Auf uns soll es liegen, Zeugen und Botschafter Gottes zu sein?! Aber wer vermöchte denn, diese ungeheure Last zu tragen? Wurzeln wir nicht auch in der Erde und nicht im Himmel? Sind nicht auch die Pfarrer mit tausend Fäden an das buntfarbige, vielverschlungene Getriebe der endlichen Welt gebunden? Sind sie nicht — nicht nur mit dem Rahmen ihres Lebens, sondern oft genug mit diesem selbst, ja, schmerzlich zu sagen,

auch mit Zentren ihres Wesens — verankert in den gottlosen und geistlosen Grund einer bloß dinghaften, toten Wirklichkeit? Und erkennen wir denn immer, daß es so ist? Werden nicht auch gesunde, frische, unmitttelbar quellende Kräfte und Triebe in uns von dem reichen und vielversprechenden Arbeitsfeld der Welt angezogen? Wir sind doch gar nicht so einheitliche Persönlichkeiten. Wir haben doch auch wissenschaftliche oder künstlerische oder pädagogische oder sportliche oder wirtschaftliche geschäftliche Neigungen in uns; und oft sind sie sehr stark und tragen gar kein Verlangen in sich, zuerst Gott zu geben, was Gottes ist. Elementarbrechen sie hervor und lassen das „Charisma der Prophetie“ wenig beachtenswert erscheinen; oder bestreiten uns überhaupt die Möglichkeit, je in seinen Besitz zu gelangen; dafür verheißen sie dann auf ihrem Gebiet ein reiches, befreiendes Schaffen mit vollem Genügen. Oder sollten wir — um etwas ganz allgemeines zu nennen — noch nie gespürt und darunter gelitten haben, wie sogar die Hingabe an die Familie, an Frau und Kinder, oft ein starkes Eigendasein beansprucht, das zu Zeiten geeignet ist, einen rechten Zwiespalt in uns zu erzeugen, wenn wir uns einerseits Gott und andererseits der Familie gegenüber sehen? — Und als solche Menschen nun, die ja so gar nichts Besonderes, ja nicht einmal etwas Ganzes und Vollkräftiges an sich tragen, die vielmehr geteilt und zerrissen sind, sollen wir dennoch das Wort Gott auf unsere Lippen nehmen? Ist das ratsam, tunlich, überhaupt möglich? Geschieht das, wenn es geschieht, anders als mit einem Sacrificium, dem der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit? Und ertragen wir die Einsamkeit, die Achtung, die Ausschließung von der Welt, ohne die es in vielen Fällen halt doch nicht abgehen wird, wenn Gottes Wort unsern ganzen kleinen Geist ergriffen hat? Aber noch schlimmer ist die Einsamkeit innerhalb unseres eigenen Bewußtseins, auf die wir zurückgeworfen werden, wenn Gott seine Hand auf ein vielleicht sogenanntes reiches Leben und reiche Entwicklungsmöglichkeiten gelegt hat mit dem Wort: Geh und predige diesem Volk! Sogar ein Jeremia hat aus diesen Gründen sich vorgenommen, nicht mehr an Gott zu denken und nicht mehr in seinem Namen zu reden; er hat sein Leben auf die schauerlichste Weise verflucht um der Folgen seiner Verkündigung willen. Um wieviel mehr können da wir kleinen Nachgeborenen auf solche Gedanken kommen! Und wenn wir dann doch auch wieder einen mehr oder minder starken Anklang an den Ausgang solchen prophetischen Ringens mit Gott in uns vorfinden, nicht nachahmen, sondern finden, auch gegen unsern Willen, einen Ausgang wie ihn Jeremia und Paulus übereinstimmend beschrieben haben: Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündige! dann ist es fertig mit der Sicherheit und Harmonie unseres Daseins, dann freilich ist die Zwiespältigkeit unseres Lebens voll, dann reichen für eine neue Schöpfung unseres Seins nur noch allerletzte Möglichkeiten hin; so hoch und fern liegen sie, daß wir sie streng genommen nur als Unmöglichkeiten bezeichnen können.

Das ist die subjektiv-persönliche Not unseres Amtes. Wäre es die einzige! Aber eine noch größere, weil noch ernster zu nehmende liegt auf unserer Verkündigung. Sie ist teilweise schon angedeutet worden, doch muß versucht werden, sie noch klarer in das Licht unseres Bewußtseins zu rücken. Man könnte sie die sachliche, die objektive Not unseres Amtes nennen, eben die Not, die am Wort Gottes selber haftet und nur indirekt mit unserer persönlichen Schranke und Unwürdigkeit zusammenhängt. — Was haben wir denn zu verkündigen, was haben wir zu geben, was können wir der Welt bringen? Gibt es denn eine glatte Antwort auf diese schwere Frage? Liegen die Dinge wirklich so einfach, daß man darüber nicht zu reden braucht? Ist es nur nötig, persönlich den Anforderungen zu genügen, wie sie irgend ein Kompendium der praktischen Theologie für den Träger des Predigtamtes aufstellt? Muß einer „ergriffen“ sein von der Persönlichkeit Jesu, ein Herz haben für die Not der Mitmenschen, nicht allzu unpraktisch sein und keinen abstoßenden körperlichen Fehler haben und dann darf er getrost glauben, daß er schon das rechte Wort finden werde? Was haben wir der Welt zu geben? Nicht was wollten wir ihr gerne geben, was möchten wir ihr gönnen, sondern was haben wir für sie? Womit sind unsere Hände gefüllt? Bieweit reicht unsere Vollmacht? Wieso kommts und wieweit hat es seine Gültigkeit und seinen Sinn, daß wir uns unterwinden, der Welt Gott zu sagen? Aber nicht so ist dieses Bedenken gemeint, daß Skeptiker und Agnostiker beifällig dazu nicken könnten. Es ist nicht an den Forschungsergebnissen der historisch-kritischen Theologie entstanden, die — um nur dies zu nennen — zu der Erscheinung Jesus Christus entweder ein Fragezeichen setzt, wenn sie Anspruch und Vollmacht, mit denen er in diese Welt eintritt, überhaupt sieht, oder aber ihn von vornherein naiv genug zum bloßen Heros des eigenen geistigen Habitus erniedrigt und damit auch erledigt und ungefährlich macht. Nein, falls es auch gar keine Forschungsarbeit am Neuen Testament und an der ganzen Bibel gäbe, falls ein ungebrochener und von keiner Seite angefochtener Biblizismus noch die Herrschaft inne hätte, falls keine einzige Wundergeschichte und kein einziges Bibelwort in ihrer Echtheit erschüttert wären, die Frage: Was haben wir denn zu verkündigen, was können wir predigen? wäre um nichts weniger berechtigt und dringend. Auch wenn wir mit der Zuversicht der katholischen Kirche oder der Heilsarmee einer geoffenbarten Gotteswahrheit gegenüber zu stehen glaubten oder glauben, es hilft nichts; der Stachel ist diesem Bedenken nicht genommen, denn er wurzelt in einem ganz andern, tiefern Grund. Auch mit der Frage: Inwieweit ist die Religion wahr? Wie kann ihre Wahrheit begründet werden? Worauf beruht ihre Gültigkeit? hat unser Zweifel eigentlich nichts zu tun. Er ist vielleicht so ziemlich das Gegenteil von alledem. Wie ist das zu verstehen?

Die redlichen Bemühungen der historischen und systematischen Theologie aller Richtungen gelten letzten Endes apologetischen Zwecken. Auch

bei der modernen Theologie ist das nicht anders. Sie alle stellen sich die Aufgabe, Recht und Wahrheit eines so und so beschaffenen Glaubens, einer so und so gearteten Auffassung der Erscheinung Jesus Christus vor dem Forum der Philosophie, des Denkens, der historischen und psychologischen Wissenschaften zu erweisen. Sie wollen anschaulich machen, daß gerade ihre Spezies von Theologie, von Christologie, ihre Stellung zur Bibel am besten sich einfüge in die Gesamtheit aller Gegebenheiten, am ehesten den vorgefundenen Wirklichkeiten im Menschen und in der Welt Rechnung trage. Geschieht das nun mehr in bejahendem, lediglich ergänzendem und bereicherndem Sinn, also daß der Glaube dem Menschenleben erst die Krönung gibt und zu den vielen bloßen Ansätzen und Anfängen erst die Vollendung, in das sich widersprechende und lückenhafte Dasein erst Sinn und Harmonie bringt (so beim Liberalismus), oder geschieht es mehr in negativer, gegensätzlicher Weise so, daß die Welt verloren ist und nun im Glauben die Rettung aus der Verlorenheit erscheint, daß der Mensch tot ist und nun im Christus das Leben hereinbricht (so bei Orthodorie und positiver Theologie), so handelt es sich doch in jedem Fall darum, das Wort Gottes irgendwie auf den Menschen einzustellen, am Menschen zu messen. Es ist etwas Vorausgesetztes, etwas Vorgefundenes da und dazu wird nun die Gotteswelt so oder so in Beziehung gebracht. Gott ist gleichsam das Zweite, das erst neu von außen herzutritt und das überhaupt erst dadurch verständlich und wertvoll wird, daß es ein Gegebenes heilvoll beeinflusst. Gott ist aber für unsere Theologien nicht das Voraussetzungslose. Nein, das Voraussetzungslose, das allein Vorausgesetzte ist das menschliche Denken, ist die Wissenschaft oder ist auch die Not und Erlösungsbedürftigkeit der Welt. Und dann erst erhält Gott nachträglich durch die Apologetik vielleicht seinen ersten Platz. Ob diese Apologetik ihr Rüstzeug nun beziehe aus dem Gebiet der Philosophie und Logik (*prima causa*) oder der Ethik (Kant) oder der Ästhetik oder der Soteriologie, das bleibt sich im Grunde gleich. Tatsache ist, daß der Standort, von dem aus Gott zu begreifen versucht wird, im Menschen liegt. Es ist menschliche Gotteslehre nach menschlichen Bedürfnissen zu recht gemacht. — Wenn es sich nun aber so verhält, wenn so Gott ist, wenn aller Glaube und die ganze Theologie sich zurückführen lassen auf das Sprüchlein: Not lehrt beten — wobei ja diese Not auch als intellektuelle und nicht nur als materielle und ethische auftreten kann —, ja dann gibt es allerdings keine Not mehr für unsere Verkündigung, dann ist die Frage: Was soll ich predigen, was habe ich zu geben? ein Unsinn; dann braucht es ja wirklich nichts anderes als die Geschicklichkeit — der natürlich das redliche Bemühen nicht abgesprochen werden soll —, Gott stets auf neue Weise und in neuer Beleuchtung (also zum Beispiel auch mit dem Kino! warum nicht auch das?) als Befreier und Erretter aus allem Jammer der Erde hinzustellen und glaubhaft zu machen, dann ist keine grundsätzliche tiefe Problematik mehr vorhanden, sondern die Pro-

bleme, die dann noch bestehen, sind alle — man möchte fast sagen — nur noch technischer Art; sie beziehen sich auf die Ausführung; der Plan aber ist durchsichtig und klar; es mag an den rechten Bauleuten und an ihrer Zahl fehlen, es mag das zu bearbeitende Material noch zu hart und ungelent sein, man mag die richtigen Werkzeuge noch nicht entdeckt haben; aber das alles wird sich schon finden, wird nach dem Gesetz der Entwicklung sich mit der fortschreitenden Kultur von selber einstellen. Die Not der Menschen ist da und für sie ist Gott, der Helfer, gefunden worden; wo solls da noch fehlen, wie soll man da noch im Zweifel sein, was zu verkündigen ist?! Wie Mensch, wie Gott! Aber das Erste, der Ausgangspunkt, die Basis auf der alles — auch Gott — ruht, ist danach der Mensch! An sich ist Gott in Frage gestellt, aber der Mensch geruht dann, ihm seine Fraglichkeit zu nehmen und ihn einleuchtend, notwendig, wirklich zu machen! Gott sei vom Menschen aus zu verstehen und auch als solcher zu verkündigen! — Da öffnet sich der Abgrund unserer Not! Daß wir das können! Daß unsere Verblendung sogar davor nicht Halt gemacht hat! Das muß unsern Mund verstummen lassen und uns tief mißtrauisch machen unserer eigenen Predigtthätigkeit gegenüber. Von dieser Seite her rührt das Bedenken gegen unser Amt, dem gegenüber alle Unruhe und Störung durch die sogenannte kritische Theologie und ihre Auswüchse (Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu und so weiter) vielleicht nur ein Kinderspiel zu nennen ist. Was wollen wir mit unserer Predigt, wenn uns die Augen darüber langsam aufzugehen beginnen, daß es sich doch gar nicht darum handeln kann, einen fern entrückten Gott der gottlosen Menschheit wieder nahe zu bringen, nicht darum handeln kann, in den Menschen Vertrauen zu wecken zu einer allen Übeln gewachsenen ewigen Hilfe, nicht darum handeln kann, Zeugnis abzulegen von allerlei unvergeßlichen persönlichen Erfahrungen mit der unsichtbaren Welt, nicht darum handeln kann, den Gottesglauben als etwas Wohlgegründetes und jeglicher Kritik durchaus Standhaltendes hinzustellen, sondern wenn die Sache einzig die ist, daß wir, gerade wir und unsere ganze Welt vor Gott in Frage gestellt sind? Nicht Gott ist das Rätsel, sondern wir sind es, nicht Gott bedarf einer Apologie (welche Vermessenheit, so etwas zu meinen!), sondern wir hätten sie bitter nötig, falls sie uns etwas nützen würde! Von uns aus ist Gott schlechterdings nicht zu erkennen und nicht zu verstehen, aber nicht Gott ist schuld an dieser Negation, sondern wir. Nicht eine an Gott entstandene und an ihm haftende Problematik verstört und vernichtet unser Leben, sondern die volle, durch nichts abzuschwächende Unmöglichkeit unseres eigensten und persönlichsten Seins, sie ist unsere Krankheit, sie verzehrt uns! Erschüttert in seiner Existenz ist der Mensch darum, weil Gott ist, weil Gott Gott ist. Wäre er nicht Gott, sondern das, was die Menschen seit Jahrtausenden aus ihm machen, dann gäbe es ja hundert Möglichkeiten, in menschlicher Art und Unart neben ihm dazusein und sein Eigenrecht zu wahren. Insofern ist freilich Gott die Ursache unserer Er-

schütter
möglich
bliebe.
petenz
jession
unser
entsprin
wendig
Und au
Möglich
und der
gen for
Lodesk
was un
lorenhe
es keine
abschwe
zu find
anderes
erkennt
Wissen
das die
Griff f
lich" nu
und G
"We
Heere
nichtet
als das
Verlore
Verlore
sachste
unheilb
sie aber
theologi
außer
dann is
hält sie
unferes
und dr
Den
Kirche,
übrige
tragen

schütterung, als ohne ihn keine Not da wäre, ohne ihn die absolute Unmöglichkeit unserer Existenz für uns unerkennbar wäre, uns unbewußt bliebe. Nebenbei, wenn dem menschlichen Hochmut, der sich seine Kompetenzfähigkeit Gott gegenüber nicht nehmen lassen will, durchaus Konzessionen gemacht werden sollen, so kann man wohl unsere Verstörtheit, unser Elend, unsere Gebrochenheit den Gottesbeweis nennen; denn sie entspringen nicht einer menschlichen, sondern nur einer göttlichen Notwendigkeit. Aber es ist gut, wir lassen uns noch nicht weiter darauf ein. Und auch das andere wäre nicht heilsam, wollten wir vorschnell nach der Möglichkeit des Menschen in Gott fragen. Wer noch klug und geschäftig und der Situation durchaus gewachsen nach Auswegen und Abhülfen fragen kann, hat wohl weder von Gottes unfasslicher Größe noch von eigener Todeskrankheit allzuviel gemerkt. Das Einzige, was wir von Gott wissen, was uns an ihm einigermaßen erschöpfend erkennbar ist, ist unsere Verlorenheit, ist die letzte Verlegenheit, in der wir uns befinden und aus der es keinen Ausweg gibt. Einen Ausweg doch kennen wollen, den Gegensatz abschwächen oder überbrücken, sich darauf verlegen, einen *modus vivendi* zu finden, als ob das Leben für uns das Nötigste wäre, was könnte das anderes heißen als noch viel gründlicher und hoffnungsloser an Gotteserkenntnis vorbeistreichen als es auch durch die negativste Aussage über unser Wissen von Gott geschieht? „Bei den Menschen ist es unmöglich!“ Ist das dazu gesagt, daß man es überhöre und durch einen mehr als kühnen Griff sich der göttlichen Möglichkeit bemächtige, als ob dieses „unmöglich“ nur eine rhetorische Figur wäre, dazu recht, dem Wort von der Macht und Größe Gottes als billige Folie zu dienen?

„Wehe mir; denn ich bin vernichtet; denn den König, den Herrn der Heere sahen meine Augen.“ Gott sehen, heißt vernichtet sein und vernichtet sein, heißt Gott gesehen haben. Es gibt kein anderes Gottsehen als das Zerschmetterung und Vernichtung ist, und es gibt keine andere Verlorenheit als die aus dem Gottsehen folgt. Für alle Verirrungen und Verlorenheiten der Welt gibt es ein Heilmittel, hilft Lethe auf mannigfache Weise. Die Verlorenheit, für die Gott uns die Augen öffnet, ist unheilbar. Drum ist sie die einzige Verlorenheit — und sie ist da. Wenn sie aber da ist, nicht in unsern Köpfen, nicht als notwendiger Teil eines theologischen oder philosophischen Systems, sondern da ist in uns und außer uns (woher wollten wir den Mut nehmen, sie nicht zu sehen?), dann ist sie auch das Einzige, was da ist, diese unheilbare Krankheit, dann hält sie Seele, Menschheit und Welt umschlossen, dann ist sie die Signatur unseres Daseins, das Wesen unseres Wesens . . . und dann lastet auch doppelt und dreifach schwer die Frage auf unserem Herzen: Was sollen wir predigen?

Denn das bedarf nicht vieler Worte mehr, daß die Christenheit, die Kirche, unsere Verkündigung, ebenso sehr in Frage gestellt sind wie die übrige Welt. Auch wir haben Anteil und nicht nur Anteil, sondern wir tragen Verantwortung für das Todesgeschick der Welt. Wir stehen nicht

außerhalb von ihr, sondern innerhalb. Wir bringen es nicht mehr fertig, katholisch zu denken und die Vertretung der Gottesache in der Breite der Geschichte, also etwa die Kirche und ihre Verkündigung, anzusehen als das neue Jerusalem, das aus dem Himmel herabsteigt. Nein, das Christentum ist ein Bestandteil der Welt geworden, die als Ganzes und in allen ihren Teilen als hervorstechendes Merkmal Lebensohnmacht, also einen absoluten Gegensatz zu Gott, in sich hat. Am Maßstab, den Gott uns in die Hand gibt (oder dürfen wir etwa einen Maßstab nach unserem Belieben nehmen?!), ist auch unsere Verkündigung gerichtet. Um diese Tatsache kommen wir nicht herum. Denn entweder wollen wir unsere Tätigkeit verstanden wissen als Kulturarbeit, als einen bedeutsamen und unentbehrlichen Beitrag zur Vollendung und Vertiefung menschlichen Wesens sowohl nach der individuellen als nach der sozialen Seite hin, dann aber haben wir den göttlichen Maßstab ja schon beiseite gelegt — was hat Gott mit Kultur zu schaffen? —, es bedarf also diese Auffassung unseres Berufes gar nicht erst des Beweises der Gottabgewandtheit und Gottlosigkeit; Evangelium als Kulturbotschaft und Kulturkraft — und wäre es die feinste und geistigste Kultur! — ist Heidentum. Oder aber wir wollen zwar Gott dienen, wir sehen den Abstand zwischen ihm und der Welt, wir wollen nichts von dieser wissen, sondern für Gott und sein Reich dasein und arbeiten, es ist uns nichts am Fortschritt von bestehenden Größen gelegen, sondern nur an der Ehre und Klarheit des Höchsten, ja — aber was dann? Wie sollen wir dann unsere Welt verstehen und rechtfertigen? Wie hätte sie, die sumpfige, verlogene, auf den bloßen Schein aufgebaute Wirklichkeit dann noch Platz neben Gott? Werden wir — ich denke an alle, die „an Gott glauben“ — nicht in die größte Bedrängnis getrieben dadurch, daß wir uns einfach gezwungen sehen, mit diesem *Non* zu rechnen? Wollen wir uns etwa damit rechtfertigen, wie es auch schon versucht wurde, daß das Christentum „erst“ zweitausend Jahre alt sei? — Evangelium, dessen Verkünder wir sein möchten, wäre doch nicht irgendeine gute Botschaft, sondern die gute Botschaft, qualifizierte Botschaft, deren Eigentümlichkeit ist, daß bei ihr Ankündigung und Erfüllung in eins zusammen fallen. Ein Wort, hinter dem die „Vollmacht“ steht und das sich als „Macht und Kraft“ zu erkennen gibt, das ist Evangelium! „Wenn ihr Glauben habt, nur eines Senfkorns groß, so möget ihr zu diesem Berge sprechen: Hebe dich von hier dorthin! und er wird sich heben, und nichts wird euch unmöglich sein.“

Der Wahrheit gegenüber gibt es keinen Relativismus, kein „mehr oder weniger“, kein „je nach den Umständen“, keine Entschuldigung. Die Wahrheit ist in der Gesamtheit der Lebensbeziehungen, in allen Gebieten des Seins oder sie ist nicht Wahrheit. Ja oder Nein! Entweder — oder! Zwischen drin gibt es nichts. Aus der Wahrheit oder nicht aus der Wahrheit! wie das Johannesevangelium die Frage stellt. Wir dürfen es uns nicht leichter machen. Wahrheit: „Ich sage euch, wer an mich glaubt,

der wird die Werke, die ich tue, auch tun, und größere als diese wird er tun!" Oder aber: „Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellt werden; auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen.“ Unsere Welt — und ist es jetzt noch nötig zu sagen, daß auch wir Pfarrer und Kirchenleute, unsere Predigt und unsere ganze Arbeit, unser Glauben und Lieben dazu gehören? — unsere Welt ist gerichtet. Wo bleibt da unser Dienst am Worte Gottes? Wir mögen uns zu diesem Resultat stellen wie wir wollen, auf jeden Fall müßten wir unserer Sache und einer in uns und unserem Tun verkörperten Wahrheit sehr sicher sein, um uns mit einem Nicht-darauf-eingehen-wollen vor dem Verdacht zu schützen, pro domo zu denken und zu reden. Wir sind ehrlicherweise nicht mehr imstande, uns nur mit abwehrender Gebärde zu entrüsten und nur den Kopf zu schütteln, wenn Overbeck von den Theologen sagt, daß sie meinen, „Gott täglich im Sack zu haben“, und weiter, daß sie „im günstigsten Fall Unterhändler des Christentums mit dieser Welt seien, denen eben darum auch niemand recht über den Weg traue...“, während doch das Christentum selbst Unterhändler verschmäht, und, da es in seinen Ansprüchen absolut ist, keine Welt neben sich anerkennt.“ Oder wer glaubt, etwas wie Konvertitenhaß habe Overbeck den Blick zu sehr verdüstert, als daß seine Kritik annehmbar sei, der höre auf eine sehr bedachte und ruhige Stimme aus dem philosophischen Lager, die aber gleichwohl nicht weniger eindringend und beunruhigend ist und denselben Schaden unserer Verkündigung aufdeckt: „Es darf nicht sein, daß sich in der Verkündigung des göttlichen Wortes immer wieder aus dem universalen Lebensproblem eine besondere religiöse Gedankenwelt herauslöst, die sich in einer eigenen selbständigen Dialektik bewegen will. Worte von erdrückendem Gewicht wie Leben, Heil, Erlösung, Liebe, Auferstehung dürfen nicht zu bloßen Gelegenheiten religiöser Beteuerung werden; sie sind zu wertvoll dafür.... Wo das gewichtige Wort mit Vollmacht gesprochen wird, da beleuchtet es blitzartig und scharf die gesamte Lebenssituation, da zündet es hinein in menschliche Verwirrung mit hellem und klarem und eben darum belebendem und erwärmendem Licht. Wichtige Worte an sich erzeugen eine religiöse Hochspannung (wir fügen hinzu: im besten Fall!). Wir aber haben reinigende und befreiende Wahrheit nötig.“ (Heinrich Barth).

So stehen wir denn immer noch am selben Ort und haben keine Antwort gefunden auf die Frage: Was sollen wir predigen? Ja, unsere Verlegenheit hat sich noch gesteigert. Wir befinden uns in großer Not. Wir haben kein Wort und sehen keinen Weg aus unserer Notlage heraus, weder vorwärts noch rückwärts. Denn das ist klar, rückwärts können und wollen wir auch nicht. Etwas anderes als Gottes Wort zu verkündigen, dazu wäre unsere Lage zu ernst. Wir sind an einem Punkt angelangt, an dem die Dringlichkeit, Gottes Weg zu gehen, sein Wort zu kennen und zu sagen, seinen Willen zu tun, nicht mehr dringlicher sein könnte und an dem uns zugleich die Ausichtslosigkeit, die Unmöglichkeit, Gott zu ge-

winnen, Gott zu haben, nicht mehr erschütternder und vernichtender aus der ganzen Welt, aus dem Chaos des menschheitlichen chnmächtigen Ringens sowohl als aus dem Irren und der Blindheit der einzelnen Seele entgegenstarren könnte. Was kann da noch geschehen in dieser Bedrängnis, die uns gefangen hält?

Wir müßten an dieser Stelle streng genommen aufhören. Wir haben gesagt, was wir sagen können; es ist das, wozu wir am ehesten stehen können, das, was uns aus der Verworrenheit der Welt einigermaßen Klar geworden ist. Auf die Frage: Ist das alles? mag uns ein Psalm die Antwort geben: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre um deiner Gnade und Wahrheit willen!“ Und Hiob sagt: „Was soll ich dir erwidern? Meine Hand lege ich auf meinen Mund, einmal habe ich geredet und tu' es nicht noch einmal. Nach Hörensagen hatt' ich von dir gehört, jetzt aber hat mein Auge dich gesehen; darum verwerf' und bereu' ichs auf Staub und Asche.“ Doch noch einmal: Was sollen wir denn predigen? Wie! Wenn von uns aus eine Antwort sich eben gar nicht finden ließe? Es kann uns ja gar nicht darum zu tun sein, schnell eine solche bereit zu halten. Unser Sinnen und Trachten soll sich jetzt nur auf eines richten, daß wir doch ja das Elend und die Verlorenheit der Welt und im besonderen unsere eigene, der Kirche, der Prediger, Ratlosigkeit und Geschlagenheit nicht leicht nehmen. Handelt es sich doch nicht um eine persönliche Not, die auf dem einen etwas leichter und auf dem andern schwerer lastet, sondern um eine Not, an die wir alle in gleicher Weise verhaftet sind. Wenn unsere Augen sehen, sehen die trostlose Verlehrtheit, unter deren Herrschaft alle Lebensgebiete stehen, sehen die Vergeblichkeit alles menschlichen Ringens, die Irrfahrten wieder ins rechte Geleise zu bringen, dann vergeht es unsern Augen auch, darüber hinwegzusehen, dann machen wir Halt, dann wissen wir, daß wir auf die Weise, die uns möglich ist, Gott gesehen haben und daß die Bibel recht hat mit dem Wort: Kein Mensch bleibt am Leben, der mich sieht.

Nur unter nachdrücklichster Betonung der menschlich-irdischen Endgültigkeit solcher Erkenntnis vermögen wir noch etwas hinzuzufügen. Bei dem Gesagten lassen wir uns mit unserem ganzen Wesen behaften. Wir mögen wollen oder nicht, es mag uns dran gelegen sein oder nicht: Wir sind sein Zeugnis. Für alles Weitere können wir uns nicht mehr behaften lassen, tragen wir die Verantwortung nicht mehr. Wir stehen in Wahrheit nicht dazu. Wir gäben wohl alle gern unser Leben hin um den Preis, daß wir dazu stehen könnten und dürften, aber auch Märtyrer sein, muß noch nicht heißen: Zur Wahrheit, in der Wahrheit stehen. Märtyrer sein heißt nur: Durch die Einsicht in die Unmöglichkeit und Unerträglichkeit dieser Welt selber sich in dieser unmöglichen und unerträglichen Welt unmöglich und unerträglich machen, aber es heißt noch nicht: In der Wahrheit leben! Der mathematische Satz, daß minus mal minus gleich plus sei, gilt denn doch nicht für die letzten Tiefen der Wahrheit. Es bleibt

dabei, daß, was wir über die große Negation hinaus sagen wollen — und manch einer kann nun ja freilich nicht schweigen von dem, was er gesehen und gehört hat —, daß wir das nur mit größter subjektiver Zurückhaltung und mit tiefster Beschämung zu sagen vermögen. Denn es ist subjektiv nicht wahr, es ist nur objektiv wahr; es ist von uns aus unverantwortliche Verwegenheit, uns darauf zu berufen. Was zu allerlezt wahr ist, das ist nur gegen uns wahr, trotz uns wahr.

Nur mit diesen stärksten Vorbehalten also, die wahrhaft etwas anderes sind als eine bloße Schrulle oder als tadelnswerter Kleinglaube, vermögen wir den Namen Jesus Christus auszusprechen. Wir erliegen also der Versuchung, von ihm zu reden, als könnten wir von ihm reden, ihn begreifen zu wollen, als könnten wir ihn begreifen. Aber wir wissen uns nicht zu rechtfertigen dafür. Wir können nur, soviel an uns liegt, der glühenden Sehnsucht und dem brennenden Verlangen, vorschnell zu hören und zu sehen, aus größerer Einsicht Einhalt tun, damit wir nicht etwa mit Augen sehen und doch nicht erkennen und mit Ohren hören und doch nicht verstehen. Es geziemt uns, wenn irgendwo, dann vor Jesus Christus — stille zu werden und mit gedämpfter Begeisterung und leiser Stimme von ihm zu reden. Was ist mit diesem Namen ausgesprochen? Das Letzte, das Allerletzte, wohin unser Blick nicht mehr langt, das göttlich Endgültige, das wir nur vom Hörensagen kennen können! Die Überbrückung des Abgrundes, für die uns jeder Sinn, jegliches Fürmöglichhalten, jeglicher Glaube, geschweige denn Kraft und Vermögen fehlt! Das ist in Christus da, nicht in unserem Glauben, aber in Christus! Ja, der Abgrund ist in ihm da — daß wir nur das nicht übersehen! — zerschmetternd und vernichtend, wie sonst eben gar nirgends, am wenigsten in unserem Bewußtsein, dem es viel zu sehr an Beständigkeit und Wachsamkeit fehlt, um ihn so sehen zu können wie er ist, in Christus ist er da: „Es ist niemand gut als nur einer, Gott.“ — „Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit übertreffen wird die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht eingehen in das Reich der Himmel.“ — „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr durchgehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe.“ — „Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr!, der wird der Feuerhölle schuldig sein.“ — „Wer nicht Vater und Mutter und Weib und Kinder und Brüder und Schwestern, ja auch sein eigenes Leben haßt, der kann nicht mein Jünger sein.“ — „Wahrlich, ich sage euch: Unter den Weibgeborenen ist kein Größerer aufgestanden als Johannes der Täufer; doch der Kleinste im Reiche der Himmel ist größer als er.“ Diese Worte genügen, um ein Mißverständnis auszuschließen. „Es ist unmöglich.“ „Wehe Euch!“ „Du wirst nicht von da herauskommen.“ Es führt kein Weg zu Gott, weil ein weil ein absoluter Gegensatz besteht zwischen Gott und Mensch.

Und doch ist in Christus das Unerhörte und Unfaßliche da, das was — wenn man so sagen dürfte — nur aus den tiefsten Tiefen der Gottheit

selber hervorbrechen konnte und was drum nur Offenbarung sein kann. Nicht laß er etwa dran gegangen wäre, diese unausfüllbare Kluft auszufüllen und die nicht zu vereinbarenden Gegensätze zu mildern und auszugleichen. Eben das wollen ja die Menschen immer, obschon sie wissen könnten, daß es unmöglich ist; und ihre stets neuen Ansätze und verzweifelten Bemühungen, doch einen Weg zu Gott zu finden und die ebenso sicher darauf folgenden Enttäuschungen machen das aus, was wir Religion und Religionsgeschichte nennen. Nein, Christus hat den radikalen Gegensatz zwischen Gott und Mensch in seiner Absolutheit bestehen lassen, sogar erst aufgerichtet, wie er außer ihm nie aufgerichtet worden ist. Er hat nicht einfach verbunden, was nicht verbunden werden kann. Aber er hat kund getan, daß zur ganzen und völligen Rettung des Verlorenen, zur realen Wiedereinsetzung in den Ursprung auch nicht mühsam ausgeglichen und verbunden werden muß. Es ist das königliche Recht Gottes, etwas zu tun, was uns nur unsinnig erscheinen kann und was die Grundlagen unserer „geistig-sittlichen und religiösen Anschauungen“ erschüttert und zertrümmert, was sich auch nicht soviel kümmert um unser Reden und Rühmen von Autonomie, nämlich den verlorenen Menschen, nicht den gecetteten, den verstörten, nicht den geheilten, den auf dem Abweg, nicht den auf dem rechten Weg, heimzusuchen und als sein Kind zu anerkennen. Gott wohnt nur im Sünder, in dem Menschen, der es aufgegeben hat, etwas zu sein und etwas sein zu wollen; aber er wohnt im Sünder, im Zöllner, in der Dirne, im verlorenen Sohn, im Schwächer. Absolutes Gegensatz und absolutes Einssein von Gott und Mensch und keines ohne das andere und jedes nur um des andern willen, dieses Unerhörte dringt in Christus auf uns ein. Und wenn dieser Gegensatz auch nur durch die kleinste Anstrengung und das geringste Bemühen um Mittel und Wege seiner Absolutheit und Unüberwindlichkeit beraubt werden will, dann ist auch die Einheit von Gott und Mensch, ist Kindschaft und Waterschaft dahin. Und wenn dieses Einssein — und sei es auch durch die geistigsten und ehrfürchtigsten Zurechtlegungen — erklärt und begreiflich gemacht werden will, dann ist auch schon die Kluft zwischen Gott und Mensch, nie und nimmer gesehen worden und wir können so alles Mögliche — „die ganze Welt“ — gewinnen, aber es stehen sich dann nicht Gott und Mensch gegenüber in Jesus Christus. In ihm hat Gott so geredet, daß er aller Menschenlogik und also Menschentieffsinns gespottet hat. Und so ist Christus ans Kreuz gegangen, daß reinstes Licht und tiefste Finsternis bei einander wohnten. An dieser Stelle höre ich den Ruf der Bibel: Wer es fassen kann, der fasse es!

Aber freilich, wer vermöchte es so zu fassen, daß er davon Zeugnis geben könnte? Und wir sollten doch reden und zeugen! Das ist der andere Teil unserer besonderen Verkündigungsnot, daß uns durch die allgemeine Not auch der Blick für Christus getrübt ist. Doch ich glaube, daß wir nun diese Nöte einfach tragen müssen — wer wollte sie tragen, wenn nicht

wir? — und nicht nach erträglicheren Situationen und uns einleuchtenden Lösungen suchen dürfen. Gott kann uns keine neue Hilfe bringen, wenn wir seine alte und ewig gegenwärtige Hilfe nicht verstehen. Es gilt zunächst — wie das einer genannt hat — die Wüstenwanderung wirklich anzutreten und nicht zu meinen, das gelobte Land sei heute oder morgen schon erreicht. Und es scheint mir, so paradox das klingen mag, daß der Grund unserer Ratlosigkeit gegenüber dem Worte Gottes in Christus darin liege, daß wir die Unmöglichkeit unseres Lebens und die totale Verwirrung der Welt noch nicht erkannt haben und dann selbstverständlich auch Gott nicht erkennen können, weil es Gott nur mit uns zu tun hat wie wir sind und nicht mit uns wie wir meinen zu sein. Und so läge denn also grad dann, wenn wir zunächst einmal nur von unserem Elend zu predigen wissen und nur Unruhistifter und Störefriede sind in diesen gottlosen Frieden und diese Todesruhe unserer Welt hinein, doch auch eine große Verheißung auf der Not der Verkündigung. Das Hineingehen in die Wüste, wo Todesluft weht, wo jeder Weg und Kurs verloren ist, führt allein dahin, daß wir nur noch von Gott gehoben und getragen werden, weil Wege nicht zu ihm leiten.

Und nur so wird unser Sinn, der jetzt noch schwach und blöde ist, bereitet, für das Allerletzte, das aber auch in Christus geschehen ist, erschlossen zu werden für seine Auferstehung. Der Jünger ist nicht über den Meister und der Knecht nicht über den Herrn. Wenn der Meister durch den Tod zum Leben hindurchgedrungen ist, so wollen wir nach Gottes Gedanken mit uns nicht fragen. Aber von diesem Allerletzten, diesem Ursprung und Ziel, diesem Anfang und Ende, kann jetzt nicht die Rede sein. Wenn das nicht heilige Land ist, das wir nicht betreten, sondern nur von ferne mit trüben Augen schauen, was soll dann heiliges Land sein? Doch auch so strömt uns von der Auferstehung des Herrn Mut und Kraft zu, daß wir beharren und wach bleiben. Denn wenn unser letztes Wort, über das hinaus von uns aus alles Weitere nur Geschwätz ist, lautet, daß unser Wesen und unsere Welt rings umschlossen ist, so daß kein Raum für etwas anderes mehr bleibt, umschlossen von Dnmacht und Verlorenheit, von Krankheit und Tod, von Verfall und Vernichtung, dann tönt zu uns herüber über diesen ehernen Ring der Zeitlichkeit und der Sünde die Osterkunde: „Siehe, ich mache alles neu! Denn dieses Berwesliche muß anziehen Unverweslichkeit, und dieses Sterbliche muß anziehen Unsterblichkeit!“

Von daher drum die Forderung an uns Prediger, dieses Berwesliche auch wirklich bei seinem Namen zu nennen, von daher die Möglichkeit in uns, obschon wir selber ein Stück dieser Welt sind, ihr doch ein Wort zu sagen, das sie nicht hören will und nicht hören kann, ohne den Glauben an sich selber zu verlieren, von daher aber auch die Hoffnung auf eine Weltzeit, wo nicht mehr nur von Not, sondern vielmehr von der Zuversicht und erlösenden Freude unserer Verkündigung die Rede sein darf. —

Staat oder Gemeinschaftsführung.

Ein persönlicher Brief von Kees und Beatrice Boeke an ihre Freunde um zu erklären, wie sie dazu gekommen sind, sich dem Staat zu entziehen.

Wie die meisten von Euch wohl wissen, haben wir die letzten sieben Jahre mit dem Problem gekämpft, das wohl schon alle, die in dieser Welt ernstlich danach streben, Christen zu sein, hin und wieder gequält hat, nämlich: „Wie können wir die Forderungen Christi, sein Gebot der Liebe, erfüllen und dabei gleichzeitig dem Staat angehören?“

Zur Einleitung des persönlichen Briefes, den wir Euch hiermit zusenden, um Euch mitzuteilen, zu welcher Krisis wir in diesem Kampfe gelangt sind, wollen wir deutlichkeithalber angeben, wie wir zu dem ungewöhnlichen Standpunkte gelangt sind, den wir gegenwärtig einnehmen. Dies vor allem deshalb, weil wir fürchten, daß — was wir auch sagen oder tun mögen — unsere Absicht mißverstanden werden soll; darum möchten wir danach trachten, einem derartigen Mißverständnis möglichst vorzubeugen.

Als neunzehnhundertundvierzehn der Krieg ausbrach, waren wir beide bereits überzeugte Quäker, Mitglieder der Englischen „Religiösen Gesellschaft der Freunde“, die bereits zweieinhalb Jahrhunderte lang auf Grund des Evangeliums gegen den Krieg Zeugnis abgelegt hat. Wir erkannten auch sofort, daß diejenigen Mitglieder genannter Gesellschaft die Botschaft Jesu begriffen hatten, die den Kriegsdienst verweigerten, aber statt dessen sich mit großer Energie für Werke des Friedens einsetzten, freiwillige Arbeit für die sogenannten „Feinde“ (Hilfe an internierte Deutsche und deren Frauen und Kinder) oder andere Liebeswerke für Kriegsoffer in verschiedenen Ländern.

Wir selbst wurden durch die Umstände dazu gebracht, mit immer lauterer Stimme die Forderungen Jesu in diesem Sinne in England zu verkündigen, auch auf Straßen und Plätzen, bis, nach einer merkwürdig langen und öffentlichen Tätigkeit gegen den Krieg und für den Frieden die englischen Staatsautoritäten der Sache ein Ende machten durch Gefangennahme eines von uns und darauffolgender Verbannung aus England.

Als wir drei Monate später (im Sommer neunzehnhundertundachtzehn) in Holland wieder vereinigt wurden, dem Land, wo der Erstunterzeichnete geboren ist, haben wir uns mit unserer Familie in Bilthoven niedergelassen.

Wir, die wir die Entsetzen des Krieges in einem kriegführenden Lande miterlebt hatten, kamen hier in ein Land, das nicht unmittelbar unter dem Elend des Krieges gelitten hatte, und erkannten sofort, wie wenig wirklich das Problem hier war: Christentum und Krieg oder: Christentum und Staat; wie es nur als eine akademische Frage behandelt wurde.

Wir aber hatten etwas erfahren von den grauenhaften, teuflischen Mächten, die in der Kriegszeit entfesselt werden und hatten dadurch den Staat in seiner abstoßenden Nacktheit sehen gelernt, so wie er sich offenbart,

wenn er mit allen Mitteln, wie menschenunwürdig sie auch sein mögen, um seine Existenz kämpft. Wir hatten schon lange erkannt, daß das Wesen des Staates die Aufrechterhaltung der bestehenden Macht ist mit allen Gewaltmitteln. Auch war es uns allmählich klar geworden, daß ein unversöhnlicher Gegensatz besteht zwischen den Forderungen eines solchen Gewaltstaates und dem, was Christus von seinen Nachfolgern verlangt, nämlich dienende Liebe gegen alle Menschen (auch „Feinde“) und: Duldsamkeit.

Im Laufe dieses Entwicklungsprozesses unseres Geistes wurde es uns immer unmöglicher, den an uns durch den Staat gestellten Forderungen zu gehorchen, mochten auch fast all unsere Mitchristen, auch Mit-Quäker, sagen, daß wir es ruhig tun könnten — ja selbst müßten.

So fühlten wir, daß, wenn wir den Krieg nicht unterstützen durften, wir auch nicht bewußt Geld in Form von Steuern bezahlen durften, wovon wir wußten, daß es ausschließlich für militäre Staatsauslagen verwendet werden sollte.

Wir wollten aber zeigen, daß wir wohl bereit waren, Geld zu geben für die Gemeinschaft und schickten darum den Betrag (zirka zweitausend Gulden), den wir uns dem Staat zu entziehen genötigt fühlten, an die „Königin“ des „Königreichs der Niederlande“, indem wir sie ersuchten, ihn für wohltätige Zwecke zu verwenden, die in keinerlei Beziehung zu Heer oder Flotte standen.

Einige von Euch wissen bereits, daß infolge unserer teilweisen Steuer-
verweigerung ein öffentlicher Verkauf unserer Möbel stattfand im November neunzehnhundertundzwanzig.

Auch ein Jahr später hätte ein solcher Verkauf stattgefunden, wäre nicht im letzten Augenblick durch einen unbekanntem Geber, ohne unser Wissen, der schuldige Betrag bei dem Steuerempfänger getilgt worden.

In dem Maße als wir darüber nachdachten, welches unsere Stellung als Christen dem Staat gegenüber sein sollte, fühlten wir immer deutlicher, daß die teilweise Steuer-
verweigerung keine Lösung bot für das Problem, das uns schon so viele Jahre beschäftigt hatte. Wir fühlten, daß wir damit beginnen mußten, das Vorrecht unseres Kapitalbesitzes freizugeben, das wir vor unseren Mitmenschen besaßen und durch den Gewaltstaat für uns verteidigt wurde gegen Angriffe des Aus- und Inlandes (Heer und Polizei). Wir fühlten, daß es unlogisch war, auch selbst teilweise uns unseren Verpflichtungen dem Staat gegenüber zu entziehen und dabei gleichzeitig fortzufahren, den Schutz unseres Besitzes weiter zu genießen und dadurch auch unsere Macht und unsere Vorrechte, da diese nur durch den Schutz des Staates Bestand hatten.

So beschloßen wir kurz vor dem 1. Mai 1921, (dem Beginn des folgenden Steuerjahres) unser ganzes Vermögen hinzugeben zu Gunsten der Gemeinschaft. Wir haben auch seit dieser Zeit keinerlei Dividenden mehr für uns selbst gebraucht, sondern fortan danach getrachtet, durch unserer

Hände Werk unser eigenes Brot zu verdienen, während wir eine verhältnismäßig kleine Summe, die noch von Dividenden von vor dem 1. Mai 1921 übrig war, zurückbehielten, um in der Übergangszeit Verpflichtungen Dritten gegenüber nachkommen zu können.

Auch das Wohnhaus, das Buschhaus, das wir gekauft hatten und das Konferenzgebäude, das Bruderschaftshaus, das wir hatten bauen lassen, beide in Bilthoven, übergaben wir der Gemeinschaft, nämlich der „Hützen-Bergadering“ (Häuser-Versammlung), wozu jedes Glied der Gemeinschaft im weitesten Sinne des Wortes gehören kann, das darin mitarbeiten will.

Diese Versammlung ist somit auf ungewöhnliche Weise organisiert. Ihre Organisationsweise beruht auf dem „Prinzip der offenen Tür“, das bereits in verschiedenen Organisationen dieses Landes durchgeführt wird und das weiter unten ausführlicher beschrieben wird.

Die „Häuser-Versammlung“ hat seit Juni 1921 das Bruderschaftshaus für die Gemeinschaft im weitesten Sinne des Wortes verwaltet. Und an diese Versammlung bezahlen wir Miete für den Teil des „Boschhuis“, den wir noch immer bewohnen.

Nun sollte dies alles keine Schwierigkeiten bieten, wenn der Staat ein derartiges Entsagen des Kapitals anerkennen könnte. Doch ist dies aus verschiedenen Ursachen nicht möglich:

Erstens haben wir gefühlt, uns der Verpflichtung notariellen Übertrags des Eigentums nicht mehr unterwerfen zu können.

Zweitens: Selbst wenn wir zu dieser Übertragung bereit gewesen wären, sollte sie nicht möglich gewesen sein an einen Körper, der nach dem Prinzip der offenen Tür organisiert ist.

Drittens: Das Niederländische Gesetz macht das Fortgeben von Kapital ungesetzlich, insofern der gesetzliche Anteil der Kinder (das ist dreiviertel) in Betracht kommt.

Viertens: Der größte Teil unseres Vermögens und Einkommens stand auf Namen der zweiten Unterzeichneten und kann entweder ganz oder gar nicht auf einen andern übergehen so lange sie lebt, oder nur an ein Glied ihrer nächsten Verwandtschaft.

Die Folge davon ist, daß was wir auch beschließen oder tun, der Staat annimmt, daß wir noch stets dasselbe Vermögen besitzen, dasselbe Einkommen empfangen und daß infolgedessen Staat und Gemeinde fortfahren uns jährlich für große Beträge (zirka sechstausend Gulden jährlich) anzuschlagen, während wir nichts anderes als unseren Wochenlohn als uns gehörig betrachten.

Ein Wort muß hier noch hinzugefügt werden über die Art und Weise in welcher wir es bis heute versuchten den Verzicht auf unser Vermögen durchzuführen.

Bereits im Januar 1920 boten wir ein jährliches Einkommen von tausend Gulden der „Bewegung für eine Christliche Internationale“ an,

die im Oktober 1919 in Bilthoven entstanden war. Die verkaufbaren Anteile, die wir besaßen, genügten zur Aufbringung dieses Betrags und wir ließen daher diese Anteile der Bewegung zusenden. Als es sich aber im Juli 1921 zeigte, daß ein prinzipieller Gegensatz zwischen uns und der Bewegung bestand, beschloß diese die Schenkung nicht länger zu behalten, so daß die genannten Anteile an uns zurückgeschickt wurden.

Nachdem auf diese Weise diese Anteile wieder an uns zurückgekommen waren, mußten wir aufs neue beschließen, was damit geschehen sollte.

Im Zusammenhang mit den entsetzlichen Berichten über die Hungersnot in Rußland, die uns gerade in jenen Tagen erreichten, haben wir seitdem angefangen sie verkaufen zu lassen, um den Ertrag dem dortigen Hilfswerk zur Verfügung zu stellen.

Der größte Teil der Anteile ist aber wie bereits gesagt nicht verkaufbar. Wir haben diese Anteile, alles gewöhnliche Anteile der Kakaofabrik in Bournville (England) im April 1921 mit einem Begleitschreiben allen, die in dieser Fabrik zusammen arbeiten, angeboten (sowohl den „Arbeitern“ als auch den Intellektuellen), um zu Gunsten der Gemeinschaft im weitesten Sinne des Wortes verwendet zu werden, weil wir fühlten, daß, obwohl die Gruppe von zirka Neuntausend, die in Bournville zusammen arbeiten, nicht eigentlich die Gemeinschaft im weitesten Sinne bilden, doch mehr Recht hat, darüber zu bestimmen, was mit dem Ergebnis ihrer Arbeit geschehen soll, als wir, während überdies viele Arbeiter fühlen, daß die Arbeiter Anrecht haben auf den Besitz des Kapitals womit sie arbeiten und auf die Bestimmung darüber.

Aber auch hier besteht eine Schwierigkeit, denn eines Teils besteht kein Körper, der nach Art der „offenen Organisationsweise“ allen Mitarbeitern ein gemeinsames Handeln ermöglicht und anderes Teils bestimmen die Statuten dieses Unternehmens, daß solche gewöhnlichen Anteile allein von Gliedern der Familie Cadbury besessen werden können. Auch diese Angelegenheit ist noch nicht zu einer endgültigen Lösung gekommen, doch was uns persönlich betrifft, macht das keinen Unterschied, da wir weder die erstgenannten, noch die zweiten Anteile als unseren persönlichen Besitz betrachten.

Nun geschieht es aber, daß, obwohl im November vorigen Jahres unsere rückständige Steuer durch diesen anonymen Geber bezahlt worden ist, die Mahnungen zur Bezahlung der Steuern des laufenden Jahres stets uns zukommen und wir natürlich nicht imstande sind, sie zu bezahlen.

Beim Empfang des Zettels für die Vermögenssteuer haben wir, ohne viel darüber nachzudenken, beim Berufungsrat für direkte Steuern in Utrecht Beschwerde erhoben, aber seitdem eingesehen, daß dies ein Fehler war. Wenn der Staat unserem auf dem Steuerzettel gegebenen Zeugnis nicht glaubt (nämlich, daß wir auf unser Vermögen verzichtet haben), wie kann oder soll er uns dann wohl glauben, wenn wir dies bei dem Berufungsrat erklären?

Diese Tatsache hat uns wieder dazu gebracht, über unsere gesamte Haltung dem Staat gegenüber weiter nachzudenken.

Und nun wird es einige von Euch, die uns kennen und die logisch durchdenken, nicht verwundern, daß wir auf dem Weg, den uns der gute Hirte diese letzten Jahre geführt hat, nicht stillstehen können, sondern daß wir immer deutlicher gefühlt haben, daß wir weiter gehen müssen bis zur Konsequenz unserer eigenen Überzeugung und unsere Staatsangehörigkeit niederlegen, uns der Gewalt-Organisation des Staates entziehen müssen.

Zu diesem wichtigen Entschluß haben außer den genannten Belastungsfragen verschiedene Faktoren mitgewirkt. So sind infolge der staatlichen Regelungen drei unserer Kinder, niederländische, die drei anderen aber britische Staatsbürger, so daß, wären es alle Jungen, und Krieg ausbräche zwischen England und Holland, unsere eignen Kinder einberufen würden gegeneinander in den Krieg zu ziehen. Diese Absurdität ließ uns wieder einmal sehen, wie unhaltbar die landläufige „christliche“ Auffassung ist, die sagt, daß es „erste Christenpflicht“ sei, der Obrigkeit zu gehorchen, die „Gottes Dienerin“ ist. Wir haben immer deutlicher einsehen gelernt, daß die Staatsobrigkeit in der Tat die Dienerin des „Gottes dieser Welt“ ist, daß es „von Gnaden“ dieses „Gottes“ ist, daß Könige und Machthaber regieren, daß im Namen dieses harten, herzlosen „Gottes“ (mit völliger Übergehung des ausdrücklichen Verbotes Jesu in Matthäus 5, 34) der Eid geschworen wird durch die Machthaber in Heer und Flotte, Gericht, Polizei und staatlicher Macht, um sie zu Laten zu ermächtigen, die sie als Menschen infolge ihrer instinktiven Liebe zu ihren Mitmenschen nicht ausüben könnten.

Eine andere Tatsache, die uns zu weiterem Nachdenken trieb, war das Erlebnis unserer Freunde Ernest und Eveline Fletcher im vorigen Sommer. Diese beiden Freunde, die als Christen und folglich auch als absolutistische Antimilitaristen denselben Entwicklungsgang durchmachen wie wir und die uns zu so großem Segen, Unterstützung und Aufklärung gewesen sind und noch sind, haben zwei Jahre lang hier mit uns gewohnt. Nachdem Ernest Fletcher zweieinhalb Jahre als absolutistischer Dienstweigerer in England gefangen gesessen hatte, fragte er für sich und seine Frau, da beide in England geboren sind, einen englischen Paß an, um zu uns kommen zu können. Gegen Ablauf dieses zwei Jahre gültigen Passes empfanden sie es als immer schwieriger, um eine Verlängerung zu bitten. Ihr Gewissen verbot ihnen, sich auf ihre britische Staatsangehörigkeit zu berufen und sie empfanden das ganze Paß-System als unchristlich, da es die Länder künstlich von einander getrennt hält, Hungernde mit Gewalt zwingt, in ihrem Elend zu bleiben und daran mitarbeitet, die Entfremdung zwischen Völkern möglich zu machen und infolge dessen auch den Krieg. Überdies fühlten sie, daß ein Paß tatsächlich ein Vorrecht ist, da viele keinen bekommen können und daß sie schon darum persönlich keinen Paß und kein Visum anfragen könnten, weil sie nur Gott fragen konnten, wo

Er wollte, daß sie wohnen und arbeiten sollten, etwas das sie nicht der Entschließung irdischen Autoritäten anheim stellen konnten.

Ihre Gewissensbeschwerden verursachten ihnen große Schwierigkeiten, wie sie zum Voraus wußten. Sie wurden in ein Internierungslager hier in Holland eingeschlossen und kurz darauf nach England ausgewiesen. Die holländische Regierung weigerte sich selbst, die Transportkosten der photographischen Apparate und anderer notwendigen Dingen zu tragen, die Ernest Fletcher für seinen Broterwerb brauchte.

Außerdem aber wurde unser Denken beeinflusst durch den Eindruck, den uns das Entstehen und das regelmäßige Funktionieren der irischen Republik machte, als noch dem Namen nach die englische Regierung in Irland die Alleinherrschaft hatte. Wohl fühlten wir, daß durch eine solche Republik, die auch wieder, ebenso wie die andern Staaten, die Gewalt annahm, die wahre Lösung nicht gegeben werden könne, aber doch sahen wir die Verwirklichung eines schönen neuen Prinzips: Das Neue wurde proklamiert und befolgt inmitten des alten Regimes, das einfach ignoriert wurde. Wir fingen an, einzusehen, daß falls ein Körper bestände, der in vollkommen gewaltloser und liebevoller Weise die Gemeinschaft leiten und ordnen würde, und sich nur an das Gesetz Christi halten würde, ein Körper, der sich folglich über alle Trennungen durch Nationalität, Rasse, Gottesdienst und Klasse erhob, wir einem solchen Körper jegliche Unterstützung, so wohl finanzieller als moralischer Art, geben könnten, die wir dem Staat, infolge seines antichristlichen Charakters zu entziehen uns genötigt fühlten. So entwickelte sich die Idee der „Gemeinschaftsleitung“ des Körpers, der nun folgenden Samstag abend (4. März) im „Bruderschaftshaus“ hier zum ersten Male zusammenkommt und der selbstverständlich dem bereits erwähnten Prinzip der „offenen Tür“ huldigt.

Den letzten Anstoß zu unserem Schritt, den wir selbstverständlich so lange als möglich hinausgeschoben haben, weil wir nicht wissen, was für Folgen er für uns und unsere lieben Kinder haben wird, gaben die furchtbaren Nachrichten von der russischen Hungersnot.

Wir haben gesehen, wie die edle Gestalt Mansens mit dem „Völkerbund“ und mit den Regierungen der sich noch obendrein „christlich“ nennenden Staaten verhandelt hat und sie um einen Geldbetrag angefleht hat, nur so groß als die Hälfte der Unkosten eines modernen Kriegsschiffes, der im Stande gewesen wäre, all diese Millionen Unglücklicher von den grauenhaften Leiden des Massen-Hungertodes zu retten. Und wir haben gesehen, wie der Völkerbund und die Regierungen (auch die niederländische) kaltblütig die Millionen hinsterven ließen, während sie, mit großer Geste über „Entwaffnung“ auf einer Konferenz wie in Washington, fortfuhren ihre Heeres- und Flotten-Programme von Hunderten von Millionen vorzubereiten!

Solche Institutionen, die, unter welch' scheinheiligen Schlagworten auch, jahraus, jahrein, fortfahren, Millionen einzufordern für Vernichtungs-

zwecke und selbst die kleinsten Beträge der Unterstützung und Speisung verhungerrnder und unterdrückter Massen in allen Ländern vorzuenthalten, können und wollen wir nicht länger anerkennen oder gehorchen.

Mögen auch die Menschen, welche die Macht in den Gewaltstaaten ausüben, als Menschen mit noch so guten Absichten erfüllt sein, so sind und bleiben doch die Gewalttaten selbst ihrem Wesen nach vollkommen antichristlich. Sie sind auf Gewalt gegründet und können sich darum nur allein mit teuflischen Mitteln behaupten: Durch Einflößen von Furcht, durch Zwang, durch Geheimsinnigkeit, durch Lügen, Spionage, Provokation, durch Massen-Lotschlag des Gegners und überhaupt mit allem, was im Gegensatz steht zu dem Gesetz der Liebe Christi.

Wir nun, die wir seit Jahren bewußt danach trachten, Jünger Jesu von Nazareth zu sein, des Christus, des Sohnes Gottes des Allmächtigen, erkennen nur noch ein Gesetz: Das Gesetz, das Er uns gegeben hat. Als Christen müssen wir lieben, unsere Freunde und auch diejenigen, die sich als unsere Feinde fühlen; wir dürfen keinerlei Gewalt oder Zwang ausüben; wir müssen duldsam und sanftmütig sein, wir müssen die Wahrheit über alles stellen und alle Geheimsinnigkeit vermeiden; wir müssen immer wieder vertrauen und vergeben.

Während wir in aller Schwachheit danach trachten, dieses Gesetz des Königreichs der Himmel auszuleben, haben wir gefühlt, daß wir uns in allererster Linie losmachen müssen vom Staat, welcher es auch sei. Wir fühlen uns nicht mehr länger als „Staatsbürger“: wir fühlen uns nur noch als Menschen, die in den Menschen aller Länder und Rassen und Überzeugungen schlechthin nur Brüder sehen wollen, die zu lieben und ihnen zu dienen unsere Pflicht ist, was sie uns auch tun mögen.

Wir erzittern bei dem Gedanken an das, was dieser Entschluß zur Folge haben kann. Wir kennen unsere eigene Schwachheit nur allzu gut und wir wissen nicht, wie lange unsere Kraft ausreichen wird, die Mühen und Befolgungen zu tragen, womit der Staat uns vielleicht quälen und martern wird.

Doch sehen wir es als unsere Pflicht an, jetzt, wo die ganze Menschheit im Begriff steht, sich selbst zu vernichten — dadurch daß sie den Befehlen der teuflischen Gewalt-Institutionen gehorcht —, mit ganzer Kraft danach zu trachten, Gott allein zu gehorchen, weil nur dann wenn allgemein der Stimme der Liebe gehorcht wird, der magische Zauber gebrochen werden wird und es sichtbar werden soll, daß die Gewalt-Macht, die nun beinahe jeder fürchtet und ihr sklavisch gehorcht, in der Tat nicht bestehen bleiben kann, weil sie nicht auf Gottes ewigem Gesetz der Liebe gegründet ist. Die einzige feste Grundlage wird nur dann gegeben, wenn die Menschheit Christi „Rede höret und sie tut“ (Matthäus 7, 24), wie „töricht“ und „unpraktisch“ dies auch in den Augen der Welt scheinen mag.

Wir glauben, daß nur dann, wenn wir die „törichte Predigt“ vom Kreuz von der Duldsamkeit Christi zur Grundlage unseres persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens machen, der Friede kommen wird und die

Erde voll sein wird von der Kenntnis des Herrn, wie die Wasser die See bedecken.

Wo es sich um solche gewaltige Interessen handelt, wo es das Kommen des Königreichs Gottes gilt, fühlen wir, daß wir für unsere eigene Schwäche nicht bang sein dürfen, sondern daß wir nur der Kraft und dem Beistand Dessen, vertrauen dürfen, Dessen Liebe uns also dringt.

Wir fordern niemand auf, zu tun wie wir. Der Meister selbst wird jetzt wie immer zu den Herzen der Menschen sprechen und sich Nachfolger sammeln.

Doch haben wir das Bedürfnis gefühlt, unsern Freunden und Bekannten so weit als möglich zu erklären, was uns in diesen Tagen bewegt.

So sind wir keine Staatsbürger mehr des „Königreichs der Niederlande“ noch irgend eines andern Staates. Wir kämpfen nicht gegen den Staat: wir verneinen bloß sein Bestehen. Wir wissen, daß viele daran glauben als etwas Gutes, daß viele den Staat fürchten als etwas Mächtiges. Für uns ist er ein sich weit aufblasendes Macht-Institut geworden, das zum Untergang verurteilt ist, weil er nicht gegründet ist auf die einzig feste Grundlage der duldbenden Liebe Christi.

Wir müssen jetzt ein paar Einwendungen widerlegen, wovon wir sicher wissen, daß sie gegen uns angeführt werden sollen.

„Aber liebt Ihr denn Euer Land nicht?“ wird uns zugerufen werden. Diejenigen, die das fragen, haben noch nicht eingesehen, daß kein Konflikt zwischen Loyalitäten bestehen kann, in andern Worten: daß wer dem höchsten Gesetz gehorsam ist, das ganze Gesetz erfüllt, daß derjenige, welcher danach trachtet, die ganze Menschheit zu lieben und ihr zu dienen, auch dem Land worin er geboren ist den größten und wirksamsten Dienst erweist.

Man wird sagen: „Ihr könnt Euch dem Staat nicht entziehen“: Ihr seid Staatsbürger und werdet es bleiben, so lange Ihr Eure Niederländische Staatsangehörigkeit, die der Eine von Euch durch Geburt und die Andere durch Heirat besitzt und die Ihr also kraft des Gesetzes besitzt nicht auf eine durch dieses Gesetz erkannte Weise verloren habt.

Unsere Antwort darauf ist einfach die, daß wir die Autorität dieses Gesetzes selbst nicht anerkennen.

Wenn wir Mitglied einer Vereinigung sind, und wir bemerken nach einiger Zeit, daß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen uns und dieser Organisation besteht, sowohl was das Ziel, als auch den Charakter und die Arbeitsweise betrifft, so teilen wir der Leitung mit, daß wir aufhören Mitglied zu sein.

Bei der Organisation, die sich „Königreich der Niederlande“ nennt, haben wir uns nie als Mitglieder angeschlossen, folglich brauchen wir auch nicht bei der anerkannten Regierung unsere Mitgliedschaft abzusagen. Denn werden wir auch als Glied davon betrachtet, so legt uns diese Tatsache noch keinerlei Verantwortung für diese Organisation auf, ebenso wenig wie die Tatsache, daß wir in Folge der Macht der Gewohn-

heit und der öffentlichen Meinung es nicht früher bewußt ausgesprochen haben, was wir jetzt wissen, nämlich, daß wir nicht dazu gehören, daß sowohl Ziel, als Charakter und Arbeitsweise dieser Organisation mit unsern Prinzipien, mit unserer heiligen Überzeugung als Christen in vollem Widerspruch steht.

Ferner werden manche sagen: „Ihr dürft Euch dem Staat nicht entziehen“, denn Ihr zieht täglich Vorteil aus manchen Einrichtungen, die der Staat zum Wohle der Gemeinschaft geschaffen hat. Aber diejenigen, die sich nicht durch einen oberflächlichen Schein von Wahrheit irreführen lassen, werden mit uns einsehen, daß wir uns auch durch diese Einwendung, die sicher allgemein durch viele (vielleicht die meisten) unserer Freunde an uns gerichtet werden wird, nicht beunruhigen zu lassen brauchen. Denn was ist der Fall:

Der Staat hat nicht zum Ziel der Gemeinschaft zu dienen, sondern nur die Interessen eines Teiles der Gemeinschaft zu beherzigen, nämlich jener die in diesem Staat die Macht besitzen, das ist also im kapitalistischen Staat die Klasse, die durch Besitz und intellektuelle Macht heute herrscht. Die Wahrheit des Gesagten könnte mit zahllosen Beispielen bewiesen werden, doch diejenigen, die noch nicht einsehen, daß unsere Staatseinrichtung darauf gerichtet ist, Vorrechte und Besitz der herrschenden Klasse zu behaupten, werden doch durch einige Argumente dieses Briefs sich nicht überzeugen lassen, so daß wir uns mit einer einzigen Bemerkung begnügen wollen: Der Staat gibt die größten Summen zur Verteidigung des Besitzes aus und richtet auch seine „Rechtssprechung“ in allererster Linie darauf ein, was natürlich nur im Interesse derer steht die besitzen, also der besitzenden Klasse. Die Besitzlosen werden diesem Interesse geopfert, zum Beispiel wenn sie zur Verteidigung des Besitzes der besitzenden Klasse gezwungen werden in den Krieg zu ziehen.

Im gewalt-kommunistischen Staat ist wohl die Macht infolge Besitzes ausgeschaltet, aber auch hier beruht das Staatsgebäude auf der Macht eines Teiles der Menschheit, welche auf die Überbleibenden ausgeübt wird, sodaß hier unsere Schwierigkeit bestehen bleibt, denn diese wird in ihrem tiefsten Wesen nicht durch den Besitz als solchem verursacht, sondern durch die Macht, die in jedem Gewaltstaat zum Ausdruck kommt und uns, die nur Gottes Macht anerkennen dürfen, zwingen soll.

Als wir während des Krieges in England wohnten, wurde uns oft gesagt, daß wir kein Recht hätten, uns der militärischen Landesverteidigung zu entziehen, noch viel weniger öffentlich dagegen aufzutreten, da wir doch die „Sicherheit“ und den „Schutz der Flotte und des Heeres“ genossen.

Wir antworteten darauf, daß uns nicht gedient war mit diesem sogenannten „Schutz“ (Belgien hat uns wahrlich gelehrt, daß dieser „Schutz“ wenigstens keine völlige Sicherheit bietet, vor Leiden bewahrt zu werden!), da wir der Meinung sind, daß diese ganze „Verteidigung“-Einrichtung in Widerspruch zu Gottes Willen steht, daß wir nie darum gebeten

hatten, und daß sie überdies nicht um unfretwillen aufrecht erhalten wird, sondern um derer willen, die ihre Vorrechte und ihren Besitz verteidigen lassen wollen.

Ein anderes einfaches Beispiel: Wenn wir abends vor einem stark erleuchteten Schaufenster vorübergehen, brauchen wir gar keine Gewissensbeschwerde darüber zu haben, wenn wir als Vorübergehende von diesem Licht Gebrauch machen, um auf unsere Uhr zu sehen. Dieses Licht wird nicht aus Liebe zur Gemeinschaft als eine „allgemeine Gnade“ ausgestrahlt, sondern einzig und allein aus Privat-Interesse.

So auch ist unser Verhalten dem Staat gegenüber. Wir sind vollkommen bereit, Vorteile gebauter Straßen und dergleichen zu vermissen, so lange diese nicht aus dem freiwilligen Opfer Sinn der Gemeinschaft entstehen könnten. Wir wissen, daß so lange sie nicht aus freiwilligen Beiträgen ermöglicht werden, ersichtlich wird, daß sie durch einen Teil der Menschen aus Gruppen-Interesse dem andern als Zwang aufgelegt werden. Wenn der Zustand ein solcher ist, brauchen wir keine Bedenken zu haben, wenn wir gezwungen werden, mit teilzunehmen an solchen Vorteilen. Dies aber unter einer Bedingung, nämlich daß wir selbst kein Teil der Gruppe sind, die um eigenen Interesse zu dienen die Vorteile durch gezwungene Mitarbeit auch der anderen zustande gebracht hat.

So konnten wir uns nur dem Staat entziehen, nachdem wir zuerst unsere Vorrechte von Besitz und intellektueller Macht aufgegeben hatten.

Übrigens werden wir es leicht begreiflich finden, wenn der Staat soweit wie möglich uns den Genuß solcher Vorteile unmöglich macht.

Nur diejenigen brauchen sich zu schämen, aus solch allgemeinen Vorteilen Nutzen zu ziehen, die Parasiten der Gemeinschaft sind, das heißt, die der Gemeinschaft im weitesten Sinne mehr entziehen als geben.

Die praktischen Folgen dieses uns-dem-Staat-Entziehens können wir nicht übersehen. Wir vertrauen, daß Christus, Der uns bis heute durch Seinen Geist von Schritt zu Tritt geleitet hat fortfahren wird, so wie Er selbst versprochen hat, uns durch diesen Geist in alle Wahrheit zu leiten. Wohl sehen wir schon einige Folgen unseres Schrittes:

Wir müssen dem Staat jeden Kriegsdienst versagen, ebenso wie jeden andern verpflichteten Dienst, den der Staat vielleicht als Alternative für diejenigen aufstellen soll, die aus Gewissensbeschwerde den direkten wie den indirekten Kriegsdienst verweigern.

Wir müssen alle Steuern an den Staat oder die „Gemeinde“ als Teil des Staates zu bezahlen verweigern.

Wir müssen uns weigern, Steuerzettel auszufüllen, da wir nicht mehr Teil haben an der Organisation des „Königreichs der Niederlande“.

Wir können keinerlei Anteil nehmen an Unfall- und Altersversicherungen. Wir können keinerlei Anspruch auf Polizei- oder Heereschutz erheben, noch Gebrauch machen von der „Rechtssprechung“ Übertretern gegenüber. Wir können auf keinerlei Weise teilnehmen an „Politik“ oder „Wahlen“

für Staat, Provinz oder Gemeinde, so wie wir es auch noch nie getan haben. Wir können keinen Paß verlangen, oder auf irgend eine Weise Anspruch erheben, als Niederländische Staatsbürger behandelt zu werden.

Kurzum: wir selbst erklären uns vogelfrei und fühlen uns jetzt erst recht wie Schafe die durch den guten Hirten „mitten unter die Wölfe“ gesandt werden mit — menschlich gesprochen — keinem andern Schutz als unserm aufrichtigen Verlangen, unsere Mitmenschen auch fernerhin zu unterstützen und zu lieben, gleichgültig, was sie infolge ihres Amtes, ihrer Nationalität oder Überzeugung sich verpflichtet fühlen sollen, uns zu tun. Wir betrachten sie alle mehr denn je als unsere Brüder und Schwestern, Kinder des einen himmlischen Vaters, seien sie arm oder reich, Königin oder Arbeiter, Protestantisch oder Katholisch, Deutsch oder Englisch, Japanisch oder Javanisch.

Denn wir glauben, daß tief im Wesen eines jeden Menschen, ja selbst in dem der „Schlechtesten“ ein Herz schlägt, das durch die Liebe Gottes in Christus berührt und zu ewigem Leben erweckt werden kann.

Und nun endlich: Wir haben es bereits gesagt, daß wir wohl nicht zu unserm scheinbar negativen Schritt gekommen wären, wenn wir nicht allmählich zum Glauben gekommen wären an die Möglichkeit, das Verlangen nach aktiver Unterstützung der Gemeinschaft positiv auszuleben. Wir fühlen es alle. Es bringt viele dazu, mit Überzeugung und Hingabe dem Staat zu dienen, obwohl sie oft traurig sind wenn sie das Verkehrte in dieser Einrichtung erkennen, dem auch ihr Auge nicht verschlossen ist.

Die Gemeinschafts-Leitung also, die Einrichtung, die in unserm Gedanken geboren ist und der wir nun unsere Unterstützung geben wollen, die wir dem Staat zu versagen uns genötigt fühlen, steht so wohl durch ihr Ziel als durch ihren Charakter und ihre Arbeitsweise in vollem Gegensatz zu dem Gewalt-Staat, so wie aus dem folgenden hervorgeht:

Es ist das Ziel der Gemeinschaftsleitung, der Gemeinschaft Leitung zu geben, doch nur Leitung: jeder Zwang oder Gewalt sind ausgeschlossen. Die Gemeinschaftsleitung zwingt niemand und nie. Alle Glieder der Gemeinschaft im weitesten Sinn die sich zur Mitarbeit gezwungen fühlen beschließen, in gemeinsamer Überlegung und durch Übereinstimmung (nie durch Überstimmung), was sie gemeinsam im Dienst der Gemeinschaft im weitesten Sinn tun können.

Die Gemeinschafts-Leitung wendet natürlich nie Zwang oder Gewalt an zur Durchführung eines erreichten Beschlusses, sie erteilt nur Rat oder regt zu freiwilliger Befolgung an.

Der Charakter der Gemeinschafts-Leitung wird durch das bereits beschriebene Ziel bestimmt. Denn um ohne Gewalt und nur durch Übereinstimmung arbeiten zu können und um auf die freiwillige Durchführung gefaßter Beschlüsse vertrauen zu können, ist es nötig, daß Liebe, Friedfertigkeit und Vertrauen die Gemeinschafts-Leitung jederzeit beherrschen.

Die Bereitschaft, das Kreuz der Sanftmütigkeit und Duldsamkeit zu

tragen muß da sein, so wie Jesus Christus es im absoluten Sinne tat, als Er sich weigerte, von seiner königlichen und göttlichen Macht Gebrauch zu machen zur Gründung eines Reiches und sich durch sündige Menschen kreuzigen ließ. Wir glauben, daß Er gerade dadurch die Welt überwunden hat und daß Er auch hier auf Erden König sein wird, wenn alle die Ihm folgen erkennen werden, daß sie nur dann am Kommen Seines Königreiches mitarbeiten, wenn sie die völlige Gewaltlosigkeit, die dulddende Liebe als erste Lebensforderung auf dieser Welt fühlen und bereit sind, die Folgen davon zu tragen.

Die Gemeinschafts-Leitung erkennt somit nur ein Gesetz, das Gesetz der Liebe Christi: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele und mit deinem ganzen Verstand. Das ist das vornehmste und größte Gebot. Das zweite aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“ Und sie erkennt den Nächsten auch in dem Samariter, so wie Jesus es lehrte, also in dem sogenannten „Feind.“

Sie erkennt nur, daß diejenigen, denen zuerst geholfen werden muß, die leidenden, schwachen und unterdrückten Mitmenschen sind, sei es, daß ihr Leiden oder Unterdrücktsein die Folge von Armut, Hunger, Körperlicher oder geistiger Krankheit, Übertretung von „Gesetzen“ irgend einer Gewalt-Einrichtung, die Folge von Rassenunterschied oder sonstiger Ursachen ist.

Da, wo sie radikal Stellung nimmt gegen alle Systeme, welche der Gemeinschaft im weitesten Sinne schaden, zum Beispiel Kapitalismus, Militarismus, Gewalt-Anwendung gegen Gesetzesübertreter, Zwang im Unterricht und Erziehung, Zwang in der Behandlung seelisch Kranker und so weiter, fährt sie fort, die Personen, die durch ihr Leben und Wirken zur Aufrechterhaltung dieser Systeme beitragen als Mitmenschen, als Persönlichkeiten zu achten, zu lieben und ihnen zu dienen, in der Überzeugung, daß in uns Menschen allen, neben dem Guten auch das Schlechte zu finden ist, oder neben dem Schlechten das Gute.

Die Gemeinschafts-Leitung hat somit keine Feinde, nur Freunde, und will sich auch zum Wohle derer hingeben, die sich ihre Feinde fühlen.

Die Gemeinschafts-Leitung glaubt ferner, daß der Grund und die andern Produktionsmittel Besitz der Gemeinschaft im weitesten Sinn zu werden gehören, um zu Gunsten der Gemeinschaft im weitesten Sinn gebraucht werden zu können. Wo Personen oder Gruppen dies noch nicht sehen, sondern Grund und andere Produktionsmittel zu Gunsten einzelner oder im Interesse von Gruppen gebrauchen, läßt die Gemeinschafts-Leitung infolge ihres gewaltlosen Standpunktes diese ihren Weg gehen. Sie nimmt aber dankbar den Besitz solchen Grundes oder anderer Produktionsmittel von Personen oder Gruppen, die es ihr für einige Zeit oder für immer übertragen wollen, obwohl auch eine solche Übertragung natürlich nicht auf die durch den Staat anerkannte Weise geschehen kann. Auch hierin, sowie in allem verneint sie den Staat.

Ein Brief ans Neue Werk.

Sowohl ich, wie manche von Euch wissen, nicht so zu Euch zähle, wie Ihr es wohl wünschen möchtet, darf ich Euch doch meine Freunde nennen oder, besser und wie ich hoffe, mich Euern Freund. Euer letztes Heft des „Neuen Werkes“ bricht mein so lange festgehaltenes Schweigen. Damit will ich nicht sagen, daß ich sprechen „muß“; aber ich „möchte“ sprechen, das Mögen ist mir durchaus genug. Warum auch sollten wir immer unseren Herzenswünschen entgegen handeln? Oder meint Ihr, ich ließe damit die Laueheit zu? Was ist das für eine Hitze und Kälte, der ich Euch allzusehr nachzusehen sehe, gleichwie der Glücksritter dem Rade der Fortuna? Ist das eine Hitze oder Kälte des gedruckten Papiers? Kalt erscheint mir immer nur der, welcher andere zum mindesten kühl macht — heiß nur der, welcher andere zum mindesten warm macht. Ich aber werde weder kühl noch warm, wenn die gedruckten Worte auf dem Papier — brennen; geht es Euch anders? Ich glaube nämlich — aber belehrt mich, wenn Ihr findet, daß ich irre — ich glaube, will ich sagen, daß für das gedruckte Wort in der Tat die Mitteltemperatur das Richtige ist. Denkt doch der Apokalyptiker Johannes nicht an das geschriebene, sondern an das gesprochene Wort. Niemand aber hat noch je es vermocht, sein geschriebenes Wort so zu schreiben, als wäre es ein gesprochenes. Das liegt nämlich gar nicht in unserer Macht. Gesprochene Worte gehen ja in das Ohr eines bestimmten anderen Menschen ein, man spricht sie an den Nächsten — geschriebene dagegen tun das selbst dann noch nicht einmal ganz, wenn man einen privaten Brief schreibt, geschweige denn wenn man ein Buch oder einen Zeitschriftartikel oder — wie ich jetzt — einen Brief an Viele verfaßt. Daher also bin ich der Meinung, daß unsere geschriebenen Worte der Zone der Mitteltemperatur angehören sollen; es ist nämlich merkwürdig, wie sehr ein gedrucktes Wort, das weder heiß noch kalt ist, sowohl aus einem heißen oder einem kalten Herzen stammen kann, wie auch ebensosehr andere Herzen heiß und kalt zu machen im Stande ist. Sind es doch oft die ruhigsten Worte, Worte, die ganz brav auf dem Papier dastehen und nicht auflodern, die die größten Wirkungen hervorbringen.

Seht Ihr nun — es kommt mir vor, daß Eure Worte allzuoft das Papier verbrennen, auf dem sie stehen sollen; aber was macht der Leser mit einem verkohlten Papier? Mir scheint, als kranktet Ihr an der Welt. Warum denn sonst regt Ihr Euch so entsetzlich über Eure Meinungen auf? Oder haltet Ihr es für mehr als für Meinungen?

Nehmt einmal an, Ihr selber oder Euer Nächster würde plötzlich krank, oder Eure Frau bekäme ein Kind, oder, was ja doch auch manchmal plötzlich vorkommen soll, einer von Euch, der noch keine Frau hat, verliebt sich, und nicht unerwidert? werdet Ihr dann auch überlegen: „Was nun?“ Weil Ihr es nicht überlegen werdet, deshalb wage ich mich Euern

Freund zu nennen; so ist es. Nun bitte ich, warum tut Ihr denn so, als kranktet Ihr an Euch selbst oder an der Welt? Wenn Ihr doch gar nicht krankt? warum ändert Ihr Euch, sobald Ihr schreibt? Warum glaubt Ihr nicht an die Welt, mit der Ihr dauernd in einem gläubigen Verhältnis steht? Warum peinigt Ihr Euch mit einer dauernden Buße, während Ihr doch nur zeitig Buße tut? Warum lacht Ihr nie in Euern Worten, obwohl Ihr doch in Euerm Leben zu lachen versteht? Warum macht Ihr Euch selbst gegenüber ein so bitterböses Gesicht? Und warum redet Ihr soviel vom Intellektualismus, den Ihr austrotten wollt, wenn Ihr andererseits doch Aufsätze schreibt? Ich versichere Euch, daß ich ein gut Teil meiner Person für durch und durch intellektuell halte und stark hoffe, daß das so bleiben möge. Dasselbe erwarte ich von meinen Freunden, auch von Euch.

Ich will, was ich sagen möchte, noch einmal sagen, und zwar noch rationaler, noch intellektueller als soeben. Was macht Ihr nur mit unserer schönen Welt? Daß sie viele Schönheitsfehler hat, bezweifle ich nicht; aber ich halte doch dafür, daß sie ihrem Schöpfer noch immer nicht entfremdet ist. Und die Menschen verstehen häufig sie furchtbar zu verschimpfieren, das ist tief bedauerlich, weckt in uns Leid und Schuldbewußtsein, und wir wissen, daß wir nicht unbeteiligt daran sind. Aber immerhin bin ich doch nicht derselbe, der dort den Herrn ermordet hat, nein, das bin ich wirklich nicht. Zwar bin ich der, der ihn auch hätte ermorden können, o gewiß, das bin ich; aber ich bin nun doch sehr zufrieden, daß, wenn schon ein Mord stattfinden mußte, dann jener und nicht ich der Mörder bin. So ein Pharisäer bin ich, werft nur Eure Steine auf mich. Aber, mußte denn ein Mord stattfinden? Nein, so soll man sich nicht ausdrücken. Denn der Ermordete wird mit diesem Wort nicht einverstanden sein, und er darf doch auch mitreden. Sagen wir also lieber: Haben wir es nicht verhindern können, daß ein Mord stattfand, dann und so weiter (siehe wie oben). Jedoch, haben wir es denn wirklich nicht verhindern können? Hätten wir nicht vielleicht an Ort und Stelle sein können und dazwischen springen, oder gar uns selber ermorden lassen — doch, halt, dann wäre es ja auch zu einem Mord gekommen — oder hätten wir nicht den Mörder besser erziehen können? Die Antwort auf diese Fragen möge lauten: Vielleicht!, vielleicht nämlich ja, vielleicht aber auch nein! Unmöglich können wir eine unbedingte Mitschuld konstruieren, aber allerdings auch nicht eine unbedingte Mitunschuld! Eine fatale Lage, die sich daraus ergibt! Sagen wir also doch einfach am besten: Hat dieser Mord sich ereignet, dann und so weiter (nämlich, um es zu wiederholen: Bin ich froh, daß nicht ich ihn begangen habe).

Handelt doch gleich nach meinem Rezept: Freut Euch, daß Ihr diesen Brief nicht geschrieben habt. Wenn Ihr das nämlich tut, dann weiß ich sofort, daß Ihr mir nicht nur nicht böse, sondern sogar sehr gut seid. Und so habe ich dann wirklich alles gesagt.

Die Kranken und Jesus.

Wenige Sätze des Evangeliums werden so häufig angeführt, wie das Wort: Ich bin zu den Kranken gekommen, nicht zu den Gesunden; wenige werden so schlecht verstanden wie dieses. Denn man versteht es als einen Satz des göttlichen Mitleids. Das: Nicht zu den Gesunden! unterschlägt man, als besagte es nur eine rhetorische Floskel. Hemmungsloses und ausschließliches Kirchentum hat an Gesunden kein Lebensinteresse! Dadurch wird aber auch das zu den Kranken Kommen vollständig mißverständlich; es wird zu einer mehr oder weniger selbstverständlichen, allgemeiner Erscheinungstatsache; das aber ist es nicht.

Jesus will wirklich unter den Menschen eine Teilung vornehmen: Gesunde und Gerechte auf der einen, Kranke und Sünder auf der anderen Seite. Zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel kam er; jedoch nicht alle waren verloren; so leicht darf es sich der Christ mit der Sendung Jesu nicht machen. Und Jesus teilt auch innerhalb des einzelnen Menschen: zwischen seinem gesunden und kranken Teil, zwischen seinen gesunden und seinen kranken Augenblicken. Nur zu einem Teile von uns kam Jesus!

Als nun das Christentum im Laufe seiner Zweijahrtausend-Geschichte langsam, aber sicher den Heiland zum alleinigen Mittelpunkt des Glaubens machte, wodurch Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erden verdunkelt ward, — und diese Entwicklung ist im Protestantismus des neunzehnten Jahrhunderts zu einem erschreckenden Abschluß gekommen — da konnte es nicht ausbleiben, daß das religiöse Interesse ungewollt und zunächst auch unbewußt sich mehr und mehr nur dem kranken und sündigen Teile des Menschen und des Menschengeschlechts zuwandte, sodas die gerechte und gesunde überhaupt nicht mehr wußte, wozu er noch da sei, geschweige denn wozu es auch für ihn einen Gott geben solle. Die allgemeine Verzärtelung des Christentums war die unausbleibliche Folge.

Mit dieser Verzärtelung aber war eine Trennung innerhalb des Menschengeschlechtes gegeben: Wer sich gesund glaubte, schied aus der christlichen Gemeinschaft aus. Der schwächliche Teil der Menschheit blieb kirchlich, der stärkere ward unkirchlich, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die die Regel auch hier nur bestätigen helfen. Und da der Mensch auf Gesundheit und Kraft stolz zu sein pflegt, so ward christliche Gesinnung zu einem Dokument der Schwäche und Kränklichkeit und geriet in Verachtung. Dergleichen hatte scheinbar Jesus selber vorausgesagt, aber er muß es doch mit seinen Prophezeiungen anders gemeint haben, da er einen echten und kräftigen Kampf der weltlichen Mächte wider die christliche Tatsächlichkeit erwartete. Davon aber ist heute selbst in Formen der Zivilisation kaum noch die Rede; höchstens die akademische Welt bringt es noch einmal soweit, einen Bannstrahl wider den Gläubigen und Kirch-

lichen zu entsenden. Die heutige Verachtetheit des Christentums hat vielmehr ihren Grund in der Entartung, die es selber erfuhr. Ein dekadentes Christentum kann nicht auf Achtung und Liebe zählen. Und daran ist jenes Mißverständnis schuld, nach dem es so aussehen mußte, als ob Jesus alle Menschen zu Kranken mache, da doch er selber sich als Arzt nur der Kranken bezeichnet hat.

Hierbei aber setzte der Heiland die Existenz von Gesunden voraus; denn er kam in eine vorhandene Welt, der Gott sich schon offenbart hatte. Sein Amt ist das des Heilenden; dazu ist der Messias ersehnt worden. So hat er ein partielles Wirkksamkeitsfeld und ist doch derjenige, in dessen Namen alle Menschen versammelt werden, um in unseres Vaters Haus einst heimkehren zu können. Das scheint sich unlösbar zu widersprechen: Wie kann der Arzt der Kranken der Sohn Gottes und der erstgeborene Bruder aller Kreatur sein? Als die christliche Dogmatik, verführt von den dinghaften und lieblosen Begriffen einer philosophischen Denkweise der Griechen, es nicht verstand, das scheinbar sich unlösbar Widersprechende zu veröhnen, eben da legte sie selber den Grund zu jener heute ausgebrochenen Dekadenceerkrankung ihrer Religion.

Wenn die Christen sich ganz als Kranke fühlen, die von ihrem Herrn und Meister die Heilmadin zu erhalten hoffen, so bildet sich ein Gefühlskomplex aus, den wir bei allen Kranken wiederfinden: Der Kranke läßt die Dinge gehen, wie sie von sich aus laufen; die Heilung überläßt er dem Arzt und dessen Heilsgaben; er selber läßt sich behandeln und empfindet sich nur als Objekt, seine Eigentätigkeit sinkt auf ein Mindestmaß herab. Auf das Religiöse übertragen lautet das: Er verhält sich passiv, erwartet die Gnade Gottes, verzichtet auf den selbständigen Kampf wider die gegnerischen Kräfte. Und sobald einmal diese Stimmung ausgebrochen ist, verschwindet sie sobald nicht wieder; zuviele verführerische Bestandteile enthält sie; so wohlthuend ist es, sich ganz einem fremden Willen unterzuordnen und anzuvertrauen, alles von Gott zu erhoffen; auch hält sich dieses zuwartende Verhalten des Kranken frei von den Fehlern derer, die das Gottesreich zu erstürmen trachten oder sich selber zu erlösen wännen, und so verschmilzt sich mit dem Bewußtsein des Kranken ein eigentümlicher Stolz, als diene er kraft seines Verzichtes auf eine eigenstolze Gesundheit Gott besser als der Gesunde. Aber er bemerkt nicht, wie dieser sein negativer Stolz sich auf seiner Verachtung der göttlichen Schöpfung aufbaut; denn diese erschuf das Gesunde und hat nicht aufgehört das Gesunde zu wollen. Auch Christus der Arzt der Kranken will nicht einziger Gesunder unter nichts als Kranken sein, sondern von seiner Heilskraft soll neue Gesundung ausgehen und die erfüllen, die ihre alte Schöpfungsgesundheit einbüßten. Wir dienen dem Arzt, den Gott sandte, nicht mit unserer Krankheit; das ist ein asketischer Irrtum, wie so viele andere.

Aber ist nicht alle Schöpfungsgesundheit aus der Welt verschwunden,

als Adam vom Baume der Erkenntnis aß, wider das Gebot seines Schöpfers? So dachte die Kirche, so denkt sie auch heute noch, falls sie sich selber ernst nimmt. Die Kirche hat den Instinkt gehabt, mit der Lehre von der Erbsünde alle Menschen für krank zu erklären und sich dadurch ein Lebensmonopol zu sichern; so lange, als die Menschen ihr in dem Glauben an die Erbsünde folgten. Aber gerade dieser Glaube ist der von allen Dogmen der Kirche am meisten erschütterte, und das lehrt, woran es liegt, wenn die Menschheit sich gewöhnt hat, das Christentum zu verachten. Und auch die sind noch seine Verächter, die als Verehrer Jesu den Bund mit der Kirche bei Seite setzen.

Der Kampf um das Christentum ist ein Kampf um die Erbsünde. Der gesunde und selbstbewußt gerechte Teil der Menschheit hat sich gegen das Christentum empört, um den Bahn der Krankheit abschütteln zu können, in den er sich durch die kirchliche Lehre verstrickt sah. Unvermeidlicherweise ging diese Empörung dann auch wider den Arzt, der dem Kranken beistellt ist; mag man auch immer wieder versuchen, aus dem Arzt einen Erzieher und Lehrer zu machen und ihn so sich zu erhalten und zu retten. Aber Christus ist nicht Christus, wenn er nur Vorbild, nicht Arzt, wenn er nur Lehrer, nicht Heiland ist. Daher ist die Revolution der Gesundheit das bedeutsamste Ereignis in der Geschichte der Christenheit seit ihrem Beginn, bedeutsamer als die Taten Constantins, Gregors und Luthers.

Die Empörung der Gesundheit führte aber zur Verachtung aller Sünde, nicht nur der Erbsünde; führte desgleichen zur selbstgewissen Mystik und Selbsterlösungslehre, in deren prunkenden Tyrannenmänteln sich die Propheten der Zeit spreizen. So stehen sich heute zwei Parteien gegenüber, die Partei der Sünde und die Partei der Gesundheit; in dem Streit dieser Parteiung einen Schiedsspruch zu fällen, dürfte unsere Aufgabe sein, eine Aufgabe, vor der wir allerdings zurückschrecken könnten.

Es geht um zweierlei: Einerseits um die Wiederherstellung der Schöpfung, andererseits um die Rettung der Erbsünde. Vertragen sich beide? Darauf gibt das Alte Testament, aus dem auch Jesus seine Lehrinhalte schöpfte, einen nicht mißzuverstehenden Bescheid der Bejahung: Das Alte Testament verleugnet nirgends die Schöpfung und hat daher ein gesundes Verhältnis zu den materiellen Bestandteilen des Lebens, zu alle dem, was zum Glück, zur Gesundheit, zum irdischen Wohlfühlen des Menschen zählt; gleichwohl verfällt es nirgends in einen Bahn der atheistischen Selbstgerechtigkeit; das Bewußtsein der Menschensünde wird immer neu wachgerufen.

Und diese Position des Alten Testaments wird durch Jesus nicht aufgehoben; gleichwohl wird sie durch ihn erschwert. Denn indem er selber das stellvertretende Leiden lebt, so fügt er zum Gottesgesetz des Alten Bundes diese einzige Folgerung hinzu: Die Solidarität Aller, den Mehrwert des einen, der bereit, über die neunundneunzig, die der Buße nicht

bedürfen; das Interesse verschiebt sich nach den Kranken hin. Diese Verschiebung ist nicht nur um der Heiden nötig, auf die jetzt die Offenbarung ausgedehnt wird, sondern bereits um der Juden selber. Ein Leiden gibt es, an dem auch alle Gerechten, alle Gesunden leiden: Das Leiden an der Trennung von Gott. Und nun ist die Göttlichkeit selber zu uns herabgestiegen; das menschliche Leiden ist von nun an verklärt, auch der Kranke, der immer Leidende ist in den Kreis der Erlösung aufgenommen. An diesen Neuerungen ermißt sich die Sendung Christi.

Des Menschen Leben aber läuft zwischen vielen Stationen hin und her und bewegt sich auf einer Linie, die von Extremen eingefasst ist. Die volle Gesundheit auf der einen, die strotzende Schöpfungskraft aus göttlicher Hand erschaffen!, auf der anderen die letzte Verlorenheit, der schwächste Herzschlag der Seele, die furchtbarste Verworfenheit, für die es keine Verzeihung zu geben scheint! Auf dieser Skala läuft unser Leben ab; auf ihr liegen auch alle Stationen des Weges, der als die *via sacra* von Gott selber gespurt und gebaut ist. Darum ist Jesus mehr der Wiederkehrende, auf den wir hoffen, als der Auferstandene, durch den wir schon erlöst wären. Denn kaum sind wir es durch ihn, so gehören wir bereits zu den Gesunden, und Jesus wendet sich wiederum von uns ab, den noch nicht Gesunden, noch nicht Geheilten zu. Der Wiederkehrende aber winkt uns allen, Gesunden und Kranken; er verheißt allen Erlösung von einer Krankheit, von der wir alle, Gesunde und Kranke, ergriffen sind.

Gesundung heißt Rückkehr zur Schöpfung, die wiederhergestellt wird. Eben daher auch rücken wir, wenn durch Jesus geheilt, auf der Lebensskala wieder zurück und nähern uns wieder dem Anfang des Weges, von dem wir einst ausgingen, ehe wir erkrankten. Damals als Jesus lebte, starb und auferstand, da kam er nur zu den Kranken; seitdem er aber als Auferstandener uns zur Wiederkehr verheißt, seitdem winkt er uns allen, von dem Ende des Weges her, auf dem wir noch gehen, und auf dem wir durch ihn selbst nicht nach vorwärts auf ihn zu, sondern — indem er uns gesund macht — von ihm weg zurück ins Leben gedrängt werden.

Teilen wir so, den Worten unseres Gottes folgend, zwischen dem, was sich schon an uns vollzogen hat oder jederzeit vollziehen kann, und zwischen dem, was sich noch nicht vollzogen hat, sondern erst vollziehen soll, so klärt sich unser Geist: Gesundung ist dort das Stichwort, hier aber Erlösung. Jene ist Wiederherstellung der Schöpfung, naturgemäß nur dort, wo die Schöpfung durch Sünde, Tod und Krankheit aufgehoben wurde; da greift in diese Pathologie des Lebens die göttliche Passion ein, hebt sie auf und stellt heilend die Gesundheit wieder her. Das zweite Stichwort aber, das der Zukunft, das Wort der Erlösung ist ein anderes Wort. Es ist das Wort unseres letzten Wartens, unseres höchsten Hoffens. Von ihm empfangen Glaube wie Liebe ihre ständige Nahrung, ohne die

sie sich mit der Zeit verzehren würden. Deshalb ist die Hoffnung, obwohl die Liebe größer ist als sie, gleichwohl die letzte. Ist aber die Liebe größer, so muß sich unser Blick, der beim Übergang vom Glauben zur Hoffnung den einen großen Sprung tat von dem ewigen Ereignis der Vergangenheit — das auf Golgatha geschah — zu dem ewigen Ereignis der Zukunft, (dem Gott jederzeit die Stunde bestimmen kann), so muß sich unser Blick, wenn er diesen Riesensprung getan, in jener vergänglichen und doch unsterblichen Minute niederlassen, da des Menschen Auge, fern aller Ewigkeit, mit dem Blick seines Nächsten, seines Mitmenschen zusammentrifft und an diesem Blick immer wieder und wieder das Feuer der Liebe entzündet.

Daher müssen wir lernen, Jesu und seiner Apostel Worte, wollen wir sie als Lehrsätze und sittliche Gebote befolgen, als Heilsmedizinen für Erkrankte zu verstehen; in moralischer Hinsicht können sie nur für Gesunde in Gebrauch genommen werden. „Fordern“ läßt sich Jesu Bergpredigt und Pauli Ethik nur von denen, die, weil sie gesund sind, keiner Medizin bedürftig sind. Denn will Jesu Leben und Sterben die Schöpfung und Gesundheit wiederherstellen, so setzt sie sie dort voraus, wo ihre Wirkung nicht nötig oder soeben eingetreten ist. Und je gesunder ein Kranker unter dem Lichte wird, in das er sich in Christi Namen hineingestellt sieht, um so mehr werden Jesu Worte für ihn wieder zu Gesetzen. Denn die Überwindung des Gesetzes durch die Gnade hat die Erfüllung des Gesetzes zum Ende.

In des Apostels Worten mögen sich nun die Sätze der Gesundung und die der Erlösung nahe berühren, sodaß es gerade bei ihm nicht immer leicht ist, sie zu scheiden, wie es für unser Leben bis zu einem gewissen, aus dem religiösen Empfinden von selbst sich ergebenden Maße nötig ist, so vollzieht sich doch in einem gläubigen Herzen diese Teilung ganz ohne Zutun des Denkens. Um so mehr als Jesu eigene Worte, durch die sichtbare Trennung des synoptischen und des johanneischen Evangeliums, dort überwiegend Worte der Gesundung, hier vor allem solche der Erlösung bieten. Die Theologie, deren Dasein für einen gesunden Geist keine Bedenken hat, wenn sie auch in einem Kranken oft schwere Widerstände erregt, sollte allerdings nie vergessen, daß Christus kam, die Kranken zu heilen; daher soll sie sich nicht dort vordrängen, wo Er selber seines Amtes waltet; soll aber auch im Rahmen der gesunden, durch das Wort geschaffenen Welt und ihrer Menschen den Stolz nicht einbüßen, auf den sie ein Unrecht hat — wenn anders sie nicht selber erkrankt ist. Wenn Jesus einem Kranken geholfen hat, dann ist der Augenblick da, wo auch der menschliche Geist, wo eine gesunde Theologie und Dogmatik ihres Amtes walten soll, um dem gerade erst Gesunden den Eintritt in eine stets sich erneuernde Schöpfungswelt zu ermöglichen und zu erleichtern.

Denn Gott ist ein Gott nicht der Toten, sondern der Lebendigen.

Nicht wollen, sondern sein!

Es ist wahr, daß man nicht immer ganz genau weiß, was man tun soll, und es ist wahr, daß man dann sucht und ringt, um irgendeine halbwegs befriedigende Lösung zu finden. Und es ist leider auch wahr, daß viele, die eine Lösung fanden, sie als die Lösung zu erkennen glauben.

Das aber ist falsch. Denn es gibt im Irdischen keine allgemein giltigen Lösungen, und wer glaubt, eine solche gefunden zu haben, befindet sich in einem schweren Irrtum. Es gibt nur eine Lösung, die aber ruht nicht im Irdischen, sondern die ist über-irdisch, über-sinnlich, sie ist nicht zu durchdenken und nicht zu durchschauen, sondern sie ist nur — zu erleben.

Wir sind nicht dazu berufen, neue Wege zu zeigen, sondern wir wollen doch endlich einmal einsehen, daß wir vielleicht — vielleicht! — dazu berufen sein könnten, neue Wege selbst zu gehen.

Dies zu erkennen, erscheint mir sehr, sehr wichtig, denn gerade unter uns habe ich so viele, sonst herzensliebe Menschen gefunden, die immer glauben, irgendetwas „sagen zu müssen“. Darauf aber kommt es — will mir scheinen — gar nicht so an. Für viel, viel wichtiger halte ich es, durch die Tat zu zeigen und von seiner inneren Einstellung zu zeugen.

Durch die Tat? — Ich glaube, daß es gar keiner besonderen „Taten“ bedarf, sondern ich weiß, daß es nur auf unser Sein ankommt. Nur auf unser Sein! Aus diesem ganz besonderen Sein müssen ganz von selbst — ungewollt — fortwährend „Taten“ erwachsen. So, daß jedes Wort, das wir — selbst unbedacht und unbewußt — sprechen, zu einer solchen „Tat“ wird.

Dann wird unser Leben, unser Gemeinschaftsleben, der Gegensätze voll werden, dann wird hier einer mitten in der Parteipolitik stehen, dort einer in Anarchistenkreisen den Staat verneinen, wieder ein anderer als Soldat für vermeintliche Freiheit kämpfen oder als Dienstverweigerer in Gefängnissen schmachten. Aber nichts würde ich mich wundern und alle könnte ich verstehen — ich würde niemanden blind heißen und niemanden sehend nennen — an keinem würde ich zweifeln — alle gleich ehrlich nennen. Und wir würden uns dennoch und trotz allem als Brüder erkennen und als die Kinder eines Geistes — nein — wir würden es nicht nur, sondern wir tun es ja schon, wir fühlen uns ja jetzt schon alle verbunden und sind doch in vielem so sehr verschieden.

Das ist das Geheimnis, liebe Freunde, zu wissen, daß uns unsere innere Einstellung zu Einem eint, und darüber das zu vergessen, das uns im Irdisch-Bergänglichen auseinanderhält und bisweilen sogar — gegeneinanderstellt. Durch die Demut diesem Einem gegenüber werden wir die schwierigsten Erdenhemmnisse überwinden und uns trotz allem verbunden fühlen, mag kommen, was da kommen mag. Was uns zuerst als vermeintliche Gegensätzlichkeit erschien, haben wir nun als eine verschiedene Variation derselben Lösung erkannt.

Wahrheit und Wahrhaftigkeit.

Staat, Kirche, Verkündigung, Krankheit — und Sein.

Alle Worte in unserem neuen Werk dringen auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die Wahrheit ist das Objektive. Sie allein ist das Sein. Sie ist das Wesen, das hinter allem steht. Sie ist die Sache, um die es geht. Sie kann nicht verfälscht werden, weil sie gar nicht in unsere, der Menschen Art hineingezogen werden kann. Die Wahrhaftigkeit ist das Subjektive. Sie ist nur Tun. Sie ist nur Ausdruck, und deshalb immer unvollkommen. Sie sucht das Offenwerden gegen sich selbst und gegen die Wahrheit. Die Wahrhaftigkeit ist eine menschliche Angelegenheit und deshalb niemals ganz echt, niemals in sich unvermischt oder ungetrübt, niemals reines Sein an sich. Auch das wahrhaftigste Zeugnis für die Wahrheit bleibt immer eine subjektive Trübung des Objektiven, immer ein Brechen und Dämpfen des reinen Lichtstrahls in unserem dunklen Nebel. Das gilt für alle Menschen und für alle Worte und Zeugnisse der Menschen, — also auch für die vorliegende Nummer des „Neuen Werkes“ in allen ihren Zeilen. Diese Einsicht bedeutet keinen Rückzug. Sie ist keine Ermüdung. Sondern sie vertieft die Entschlossenheit für die Wahrheit selbst. Sie drängt zur Entscheidung, sich nur dem Einen zu öffnen, der Wahrheit selbst, in Wahrhaftigkeit nichts anderes zu wollen als Wahrheit.

Weil es so steht, brauchen wir Menschen unter einander beständig Korrekturen der unter uns üblichen Art, die Wahrheit aufzunehmen. Die für uns entscheidenden Korrektive sind prophetische Taten. Auch die prophetische Handlung hat den Todeswurm in sich; denn sie erscheint als Menschentat; aber zugleich wohnt ihr der Keim der Wahrheit inne. Sie muß aus dem Sein heraus irgend eine bestimmte Seite der Wahrheit ins Licht stellen, die durch die üblichen noch so redlich gemeinten Handlungen der Menschen niemals in Erscheinung tritt. Als Beispiel hören wir Jahwe zu dem Propheten Hosea sprechen: „Wohlan, heirate ein Hurenweib, daß du Hurenkinder bekommst; denn nach Art einer Hure verläßt das Volk Jahwe und folgt ihm nicht mehr nach. Ein hurerischer Geist hat es betört, daß es den Götzen statt seinem Gott dient. Gehe noch einmal ein Weib lieben, das einen anderen lieb hat und die Ehe gebrochen hat, gleichwie Jahwe die Israeliten lieb hat, obwohl sie sich anderen Göttern zu neigen.“ Niemals darf eine solche prophetische Tat als Richtlinie zur Nachahmung mißverstanden werden. Sie will ja von ihrem Tun wegweisen auf das Sein, das durch diese Tat versinnbildlicht werden soll. Die prophetische Tat ist ein auffallendes, in sich selbst widerspruchsvolles Gleichnis.

An solche prophetischen Zeugnisse erinnert uns das, was uns Rees und Bessie Boeke schreiben (Seite 436), ebenso auch das andere, was Heinrich Schultheis bezeugt (Seite 414) und Bruppacher tiefer ausbaut (Seite 421). Der Protest Gottes gegen das Raubtier, wie es auch in den Wappen der

großen Staaten in Erscheinung tritt, ist seit dem Wahrheitszeugnis der Offenbarung Johannes immer wieder hervorgebrochen. Aber die prophetischen Worte verhallen im Arbeitslärm des Alltags und in dem Predigt-Schwall des Sonntags, wenn hinter ihnen nicht prophetische Laten stehen, die nur aus dem ewigen Sein geboren werden. Deshalb drängt Gott von Zeit zu Zeit Menschen, von allen menschlichen Gewalten, so auch vom Staate so frei als möglich zu werden, um der freien Wahrheit als andersartiges Werkzeug zur Verfügung zu stehen.

Nicht die Logik des Denkens, also auch nicht der Gedankengang, von dem Kees Boeke uns erzählt, kann hierfür entscheidend sein. Die „Begründung“ eines solchen Schrittes ist Irrtümern und Selbsttäuschungen unterworfen. Auch die freie Organisation der „Gemeinschaftsleitung“ unterliegt wieder demselben Fluch wie der Staat und wie alle Kommunen aller Art, wenn auch in noch so verfeinerter Form. Und das Verhalten dem Staat gegenüber ist auch hier kein vollkommen wahrhaftiges. Der Vergleich mit dem erleuchteten Schaufenster überzeugt trotz seiner verblüffenden Anschaulichkeit keineswegs, daß man nun ohne Bedenken Vorteile gebauter Straßen, und so weiter, genießen kann, ohne am Bau und an der Erhaltung dieser Dinge mitzuwirken. Ebenso wird es nicht klar, wann ein Mensch, auch ein armer Mensch, der Gemeinschaft mehr entzieht als er gibt, als ob der staatsfreie Mensch, der Vermögenslose wirklich kein Parasit der Gemeinschaft mehr sein könnte. Hier muß man um der Wahrheit und Wahrhaftigkeit willen auf offenbare Voreiligkeiten und Trugschlüsse aufmerksam machen. Eine Quelle dieser Irrtümer tritt in der Äußerung zutage, daß keine Konflikte zwischen Loyalitäten bestehen könnten, daß man also das Gesetz der Liebe nach allen Seiten erfüllen könne. In Wahrheit sündigen wir ununterbrochen. Wir mögen tun, was wir wollen: Liebe versäumen wir immer. Immer nehmen wir einem anderen den Platz weg. Immer bestehlen wir die anderen durch das, was wir haben oder gebrauchen, ob wir es nicht Eigentum nennen oder nicht. Ein Morgenländer hat einmal die Forderung ausgesprochen: „Ich nicht, sobald du jemanden in der Stadt weißt, der das Essen ehert bedarf. Schlafe nicht, bevor du nicht weißt, daß jeder in der Stadt sein Bett und Dach gefunden hat.“ Aber wenn wir das in unserer kleinen Stadt oder in unserem größerem Stadtviertel erfüllen: Es bleiben immer die Nachbarstädte, die anderen Viertel, für deren Not wir ebenso mit-schuldig sind.

Aber wie es mit der Begründung und der Beurteilung der Tat auch stehen mag, wie unvollkommen alles Menschliche auch bleiben muß, die Tat selbst ist dort ein Zeugnis gegen Hungerschuld — und Wohnungsschuld, — hier ein Zeugnis gegen den Gewaltstaat, der für die bestehenden Vorrechte und Ordnungen, für die Macht des Kapitals kämpfen muß, und in diesem Kampf niemals ohne Gewalt und Tötung auskommt. Hierauf kommt es hier an. Und dieses Zeugnis braucht Kraft und braucht

Vollmacht. Sonst wäre es nichts. Gegen das Schwergewicht des Gesetzstaates kann keine Gesetzlichkeit anderer Art aufkommen. Es geht klar aus Rees Boekes Worten hervor, daß er nicht Forderungen, nicht Gebote, nicht Gesetze meint, die er mit menschlicher Energie zu befolgen sucht, — obgleich es in einigen Sätzen beinahe so scheinen könnte. — Er bezeugt es vielmehr, daß er der Führung durch den guten Hirten vertraut, daß Kreuz und Liebe allein die Grundlage des Reiches ist, kurz, daß der Meister selbst es machen muß. Nur Er ist die Kraft und die Vollmacht. Deshalb hätte nur eben das Eine in dem ganzen Zeugnis noch klarer zum Ausdruck kommen können: was Rees Boeke in den Worten ausspricht, daß in uns Menschen allen, neben dem Guten auch das Schlechte zu finden ist, oder neben dem Schlechten das Gute: Die Solidarität der Schuld und die Solidarität der Liebe. Niemals können sich Menschen den anderen als irgendwie Bessere gegenüberstellen. Der Prophet steht mitten in der Schuld seines Volkes und der Menschheit. Seine prophetische Tat ist einzigartig; aber sie macht ihn nicht zu einem anderen. Sie schmilzt ihn in untrennbarer Einheit mit allen zusammen; niemals löst sie ihn aus der Masse der Sünder, die die Gnade brauchen.

Aber umsomehr werden wir anderen, die wir dem Staat mit mehr oder weniger befriedigtem Gewissen Steuern zahlen, oder die wir ohne Gedanken an die Hungernden und Obdachlosen essen und schlafen, durch ein derartiges Zeugnis gepackt und erschüttert werden. Wir müssen es anerkennen, daß wir auch in unserem gemütlichen Familienleben, auch in unseren edelsten vaterländischen Taten irgendwie dem Raubtier, dem Gott dieser Welt verfallen sind. Es gilt ein offenes Eingeständnis unserer Weltschuld und unserer persönlichen Mitsünde in dem jetzigen Verhalten dieser Welt. Es gilt Entschlüsse der Abkehr und der Korrektur, des Protestes und des Kampfes. Es gilt Umkehr und Hinkehr.

Das ist auch das, was Heinrich Schulteis mit seinem Zeugnis meint, und was wir alle zu Herzen nehmen müssen, daß wir auch vom Religiösen umkehren, daß wir auch in der Religion und Kirche gegen das Menschliche und Unwahre in Protest leben, daß auch hier alles Menschenwerk fragwürdig ist, daß gerade auch in der Religion alle menschlichen Versuche des Guten den Wurm des Bösen in sich tragen. Heinrich Schulteis faßt unter diesem Gesichtspunkt das Wort „Religion“ einseitig als Bezeichnung für die Beziehung, die vom Menschen her zu Gott besteht, als Rückbeziehung des Menschen auf Gott. Wenn man diesen seinen Sprachgebrauch für seinen Aufsatz annimmt, so muß man auch hier bis zum Äußersten gehen. Ob Kirche oder Proletariergemeinde, ob freireligiöse Gemeinde oder streng biblizistische Sekte, ob philosophische oder mystische oder prophetische Gebetsform, ob quäkerische, romantische oder pietistisch-methodistische Andachtsgemeinschaft — alles, — schlechtthin alles, was auf der Seite des Menschen als Religion vor sich geht, steht unter dem Gericht. — Es ist also klar: Ein scharfes Zeugnis gegen die Selbstzufrie-

denheit festgenisteter, altgewohnter religiöser Gebräuche ist ebenso notwendig wie jene anderen Zeugnisse, von denen die Rede war. Aber auch dieses Zeugnis muß ebenso auf alles Neue und Kurzlebige wie auf alles Alte und geschichtlich Bewährte angewandt werden, sodaß von menschlicher Religiosität tatsächlich nichts übrig bleibt. Was Menschen an ererbter Religion, an kirchlichen Überlieferungen und religiösen Gebräuchen, oder an „neuer“ schweigender Andacht oder an Feuer-, Wasser- und Wind-Symbolik haben — es ist alles gerichtet. Also auch hier gilt es, daß die Außerkirchlichen oder Kirchenfreien — oder wie man uns Sonderlinge unter uns nennen will — sich beständig in der Solidarität der Kirchenschuld und der Religionsschuld, in der allgemeinen religiösen Not aller Menschen fühlen und wissen. Diese Gemeinsamkeit der Verantwortung wird aber erst dann ganz klar hervortreten, wenn auch diesmal ausgesprochen wird, was Heinrich Schultheis und Kees Boeke in diesen Aufsätzen nicht ausdrücklich gesagt haben: Staat und Kirche sind jetzt und hier Notwendigkeiten. Sie sind reparierende Ordnungshilfen in der gegenwärtigen Wirklichkeit. Alle diese Dinge haben eine relative Berechtigung. Den Beziehungswert selbst, den diese geschichtlichen Mächte im Verhältnis zu Nicht-Staat und Nicht-Kirche, im Verhältnis zu einer möglichst weitgehenden Befreiung von Staat und Kirche haben, können wir Menschen nicht messen. Es wäre dies eine sehr komplizierte Aufgabe. Jedenfalls bleibt die in Römer 13 angedeutete Wahrheit bestehen, daß auch hinter der Staatsordnung zum Schutz des Guten der Gott der Gnade und der Rettung steht. Das pädagogische Bedürfnis der Menschen braucht Schule und Synagoge, die Anleitung zu guten Gefühlen und zu guten Taten gegen Gott und Menschen. Und noch mehr: Wo in dieser oder jener Kirche, Gemeinde oder Gemeinschaft Gottes Wort verkündigt wird, wo überall Gottes Wahrheit in Wahrhaftigkeit gesucht wird, da kann immer mitten im Gericht, das über der Kirche lagert, dennoch Gottes Gnade sein. Und sie ist immer da, — auch in der Kirche — auch außerhalb der Kirche. Wenn man so die geschichtlichen Vorgänge auch auf religiösem Gebiet nicht mehr überschätzen kann, gewinnt man die Freiheit, auch hier den geringfügigsten Vorgängen eine gewisse, wenn auch noch so fragliche geschichtliche Möglichkeit zuzugestehen. Im Vergleich mit den anderen menschlichen Einrichtungen und Ordnungen wird man sogar hinter manchem, was vor sich geht, eine für den Augenblick dringende Notwendigkeit erkennen können. Hierher scheint auch die proletarische Gemeinde in irgend einem Sinne zu gehören.

Zweifellos wird es zu dem kommen, was Piechowski und die Denkschrift der religiösen Sozialisten gemeint haben, zu irgendeinem Ausdruck proletarischer Religiosität. — Ob nun wie in der schlechtesten rationalistischen Zeit nur alte oder neue Moral und Tugend dort gepflegt werden, ob es freie religiöse Gemeinden pantheistischer Andachtsstimmung sein werden, ob es Kirchengemeinden mit christlicher Predigt sein können,

ob religiöse Kampf-Formationen oder vielleicht neue Kirchengründungen irgendwelcher anderen Art: Jedenfalls ist es eine Frage von verhältnismäßig anzuerkennender Bedeutung, ob es die Aufgabe der landeskirchlichen verfassungsgebenden Versammlung sein soll, diesem religiösen Bedürfnis von der Kirche aus entgegen zu kommen. Es sollte dies offenbar zu ihrer geschichtlichen Aufgabe gehören. Was aber in der religiösen Frage trotz alledem als das allein Entscheidende bezeugt werden muß, ist die Wahrheit, die über all dies Relative hinausgeht, von der wir Menschen nur stammeln können, daß in der Tat alle diese religiösen Einrichtungen nichts bedeuten — wenn Gott ist und wenn Gott redet. In dem Aufsatz über die Verkündigung (Seite 421), ist dies ja so klar ausgesprochen worden, daß unsere Verlorenheit und Verlegenheit mitten in unserer Religion deutlich geworden ist. Es ist so: Auch die Zeugen und Botschafter Gottes sind selbst in den Zentren ihres Wesens mitten im Gottlosen und Geistlosen drin; aber das Zeugnis, das sie bringen, ist anders. Es besteht in dem Gegenteil unseres eignen Wesens, in der Wahrheit, daß der fernentrückte Gott den Menschen nahe ist, nicht darin, daß er durch Menschen nahe gebracht wird. Nicht das, daß wir den Geist haben, ist das Zeugnis. Nicht davon ist die Rede, daß wir Sieg haben. Eben nicht von uns Menschen ist die Rede, sondern von dem Christus, der Sieger ist. Der Geist, den wir — die glaubende Gemeinde — brauchen, ist das Zeugnis. Gott ist es, der immer wieder zu der wartenden Gemeinde kommt, gerade dann, wenn sie weiß, daß sie ihn nicht hat. Deshalb ist also doch nicht unsere Verlorenheit das Einzige, was wir von Gott wissen. Von uns aus gibt es keinen Ausweg; aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Der Auferstandene ist da, daß wir Ihn nicht nur von ferne mit trüben Augen schauen, sondern daß vielmehr seine Gegenwart alles andere verschlingt, vor allem unser eignes Selbst — unsere Eitelkeit und Schande — unsere Moral, Ordnung und Arbeit, unsere Religion und Pädagogik, unser Recht und unseren Staat, unser Wort und unsere Tat.

Jesus ist der Auferstandene. Er ist für die weit Entfernten, für die Bettelarmen, für die nicht mehr Unschuldigen, für die Kranken und Sünder gekommen. Wer an ihn glaubt, glaubt wirklich nicht mehr an die Welt. Unsere Welt ist ihrem Schöpfer entfremdet. Ich bin es mit ihr. Und ich bin doch der Mörder, wenn irgendwo jemand gemordet wird; denn ich habe aktiv teil an dem Mord als an dem Grundcharakter der heutigen Welt. Man kann nicht Gnade oder Gericht nur auf der einen Seite sehen. Wo ist das Gesunde und das Starke? Nietzsche sprach davon; aber hatte er es? Jesus machte nicht die Menschen krank; aber er setzte auch nicht Gesunde voraus. Er hatte kein abgegrenztes Wirkungsfeld, sondern ein unbegrenztes. Sein Kreuz beweist es. Im Kreuz wird es offenbar, daß die scheinbare Passivität die stärkste Aktivität bedeutet. Dort ist der Mensch, die ganze Menschheit, im Menschenjohn gerichtet und gerettet. Es gibt keine zwei Parteien der Sünder und der Gesunden mehr. Die

Erbsünde ist wirklich die Solidarität aller. Wenn die Theologie nicht mehr von der Erbsünde reden will, dann wird es die Medizin tun. Denn es gibt keinen Gesunden, niemanden, der nichts Schlechtes vererbte. Der Eintritt in die Schöpfungswelt wird Gesunden nicht ermöglicht. Er wird vielmehr dem geschenkt, der sich selbst krank weiß, dessen Gesundheit aber in Christus ist, in dem, ohne den nichts geworden ist. Wir danken Hans Ehrenberg für sein offenes Wort, mit dem er uns gesundes Leben und Lachen wünscht. Das brauchen wir alle. Es ist richtig: Zum Leben, zur Gesundheit drängt die Wahrheit, treibt Christus. Christus ist es, der uns unaufhörlich ruft, der uns immer beschenkt, der uns stets aufs neue — in allen Zusammenbrüchen — vorwärtstreibt, daß wir auf ihn sehen, daß wir ihm nachfolgen, dem Leben der Liebe, der Gesundheit zu, von aller Gewalt und Lüge fort, von aller Menschen-Knechtung und Menschen-Geltung, aus Staat, Kirche, Gesellschaft weg, hin zu ihm und zu seinem zukünftigen Reich, hin zu der letzten Wirklichkeit, zur Wahrheit selbst, die Er ist. Sein Geist treibt und drängt, daß wir gerade in der Einsicht der eignen Schwäche Gott vertrauen und vorwärts gehen — von ihm alles erbitten, was sein Wille ist, so daß nichts mehr unmöglich ist. Deshalb können wir es uns nicht wünschen, in gemäßigter Temperatur zu leben, zu reden, oder auch nur zu — schreiben. In den neutestamentlichen Schriften sehen wir es, wie die objektive Sachlichkeit mit Weißgluthize zu Papier gebracht werden kann. Unsere Worte, auch wenn wir die Bibelworte gebrauchen, brennen freilich niemals wie die Wahrheit selbst. Für manche mögen sie eindrucklos sein. Das ist nicht unsere Sache. Aber wir wollen uns für uns selbst nur vor der einen Warnung fürchten, daß das Wort Gottes in der Einen, großen Gottes-Frage auf uns Anwendung finden könnte: „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lauwarm bist, will ich dich ausspucken aus meinem Munde.“

Grundfragen der christlichen Sozialethik.

Auseinandersetzung mit Paul Althaus. *)

Mit Paul Althaus uns zu beschäftigen, lohnt sich für uns, die mit dem Namen „Religiös-Soziale“ Gestraften, darum, weil er mehr als er Wort haben will, mit uns ein Suchender, ein Mann der Grundfragen und nicht gewisser Grundantworten ist. Keine Erledigung der uns beschäftigenden Probleme, sondern einen Beitrag zu ihrer grundsätzlichen Verschärfung bietet er uns in seinem Buch, teilweise im Gegensatz zu unseren Gedanken, teilweise auch bloß in Unterstreichung von Einsichten, die, wie er wohl weiß (Seite 12, 32, 59) auch in unserem eignen Kreis längst erwogen worden sind. Wir haben wirklich keinen Anlaß, uns dagegen zu verwahren, „daß man uns mit nüchternen Einwänden ins Wort

*) Religiöser Sozialismus; Grundfragen der christlichen Sozialethik von D. Paul Althaus, Professor in Rostock. Bertelsmann, Gütersloh, 99 Seiten, Mark 3,80.

falle“ (Seite 31), wir sind vielmehr dankbar dafür, sofern dies aus der ganzen Not der Sache heraus und nicht vom sichern Port des schon Wissenden, Abgeklärten, aus irgendeiner Spezialquelle nur noch Drakelspendenden geschieht. Althaus ist kein solcher Schonwisseur. Er kennt auch seinen Luther gut genug, um ihn nicht dazu zu verwenden, uns totzuschlagen, sondern um uns an das Lebendige zu erinnern, um das es in der heutigen Krisis geht. Ich vermute, daß er uns zwar eigentlich gern gründlicher erledigt hätte, als es ihm gelungen ist. Aber er ist einsichtig und aufrichtig genug, um sich ganz unter den Zwang des Problems zu stellen und darum bringt auch er es nicht weiter als dazu, das Problem wirklich aufzurollen. „Man darf es nicht einfach geschehen lassen, daß der neue christliche Radikalismus im Namen Jesu und der Bergpredigt die Gewissen gegenüber Recht, Vaterland, Staat, Kriegsdienst verwirrt“, sagt er Seite 32 und nennt damit offenbar das Motiv, das ihn wie schon so manchen zum Schreiben gegen uns veranlaßt hat. Aber auch er hat ja wenige Seiten vorher gesagt: „Mit dem Liebesgebot führt Jesus die Seinen in die große Not und Frage... Er spricht nicht gegen Recht, Staat, Militär, soziale Schichtung, aber auch nicht dafür... Jesus stellt uns vor die schwere Frage. Die Antwort können wir bei ihm nicht ablesen.“ (Seite 28/29). Althaus sieht doch hoffentlich, wo er hier die Gewissen „verwirrt“, wenn man das so nennen will! Auch er endigt übrigens an entscheidender Stelle mit dem Satz, daß wir „nicht ohne Not des Gewissens durch das alles hindurch“ gehen können und sagt sogar ausdrücklich: „Die innere Not ist ein Beweis für den tiefsten Gehorsam gegen Jesus“ (Seite 89/90). Auch er wird sich darum sicher keiner Täuschung darüber hingeben, daß die „Lösung“ Luthers, mit deren Darstellung das Buch schließt, gerade insofern gut und christlich ist, als sie — keine Lösung bietet, daß wo immer sie als Lösung verstanden worden ist, der grobe Unfug die unmittelbare Folge war. Mag Althaus sich mit den ihm von Haus aus Näherstehenden, etwa mit E. Hirsch (Seite 90), auseinandersetzen über die Frage, warum sein Buch nicht eindeutiger, nicht vernichtender ausgefallen ist. Wir können uns nur freuen über die Tatsache, daß er sich auf einen Boden gestellt hat, auf dem wir mit ihm verhandeln können und wollen.

Althaus ist erstens mit uns einig in dem allgemeinen Gedanken, daß es einen Willen Gottes nicht nur über die Haltung der Seelen, sondern auch über die Zustände gibt und ihm gegenüber keine „Eigengesetzlichkeit“ der Zustände in einem letzten metaphysischen Sinne. Er weiß, daß die Verwirklichung dieses objektiven Willens Gottes die in sich ruhende, nicht etwa bloß seelsorgerlich zu motivierende, Verpflichtung und Aufgabe der christlichen Gemeinde ist (Seite 43 bis 46). Er unternimmt es sogar (Seite 78 bis 79), diesen Gedanken aus Luther zu begründen und bedauert das Schweigen des Luthertums zu der Entwicklung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Er klagt die Kirche an,

daß sie Stöcker allein gelassen und damit wieder einmal eine Schicksalsstunde verpaßt (Seite 52), daß sie, seit langem die kritische Kraft der Grundgedanken des Evangeliums gegenüber dem Wirtschaftsleben „verkannt, verschwiegen, erstickt“ habe (Seite 50, vergleiche Seite 59/60). Wenn wir hier etwas vermessen, so ist es eine deutliche und kräftige Darlegung, inwiefern das Evangelium diese gesellschaftskritische Kraft besitzt. Aus den Kapiteln über Jesus und Paulus geht das jedenfalls nicht hervor. Althaus meint doch nicht etwa das bisheren humanitäre Liebeslehre, das man bei genügender Farbenblindheit den Synoptikern etwa entnehmen kann? Aber wie kommt es wohl, daß er mit der Eschatologie des Neuen Testaments gerade in diesem Zusammenhang so gar nichts anzufangen weiß, und daß es ihm andererseits gar keinen Eindruck gemacht zu haben scheint, daß die Sozialdemokratie der „Gemeinde“ heute so gründlich zuvorgekommen ist (längst bevor es einen Stöcker gab!), daß für die letztere kaum mehr viel übrig bleibt, als sich für diesmal zu — schämen? Aber es genügt uns zu sehen, daß Althaus von jener „kritischen Kraft“ weiß, sie jedenfalls nicht in Abrede stellt und vielleicht sogar auch davon etwas merkt, daß die Kirche sie heute vor allem auf sich selbst beziehen sollte.

Althaus ist zweitens — innerhalb jener allgemeinen Gedanken — mit uns einig in der Erkenntnis des relativen Rechtes einer, sagen wir es vorsichtig, mehr in der Richtung des Sozialismus orientierten Lebensordnung (Seite 50 bis 52). Er zitiert beifällig den Satz Lillies, daß das Christentum für gewisse (gemeint ist für die sozialisierenden) Formen der Gesellschaftsordnung eine größere Affinität habe als für andere (Seite 50). Er ruft uns Religions-Sozialen zwar mit Recht in Erinnerung, daß das naturrechtlich-calvinisch-westliche Ideal der Demokratie und des Sozialismus nur ein Ideal neben andern sei (Seite 47/50), daß die Christenheit ihre Kritik ebenso gegen den ungebundenen Privatkapitalismus wie gegen den starren Sozialismus lehre, daß es also „keine Formel für die rechte Wirtschaft“ gebe (Seite 54/55), daß im Kampf der beiden heute sich gegenüberstehenden Ideale nur Sachkunde und ein lebendiges Gewissen von Fall zu Fall entscheiden könnten (Seite 55 bis 58). Er moniert hier unseren Dilettantismus, Absolutismus und Nomismus (Seite 58/59). Aber er verschont uns doch, und das sei ihm als Lutheraner hoch angerechnet, wenigstens in diesem Zusammenhang mit dem übelsten aller Theologumene, der Lehre von den Schöpfungsordnungen oder gottgewollten Abhängigkeiten. Seine Sympathie gehört ja offensichtlich dem „organisch-aristokratischen“ Staatsideal, er sagt aber doch von ihm (leider in Übereinstimmung mit der bekannten Anklage der Entente-Ideologen) nicht mehr als daß es „tief in der deutschen Geschichte und dem deutschen ständischen Denken begründet“ sei (S. 49), verzichtet aber darauf, und darauf kommt es an, es etwa religiös zu begründen. Er ist vielmehr sichtlich geneigt zuzugeben, daß alle Politik im besten Falle in dem auf Gegenseitig-

Zeit beruhenden Dienst am Ganzen besteht und nicht christliche Liebe ist (Seite 40), obwohl diese Einsicht (Seite 65) plötzlich wieder verdunkelt scheint und obwohl die Religiös-Sozialen kurz vor Torschluß noch einmal rauh angefahren werden, weil sie nicht einsehen wollen, daß „nationale Politik“ noch etwas Anderes sein könnte als „nackter Egoismus“ (Seite 93). Das sind Inkonzinnitäten, über die der Verfasser mit sich selbst ins Reine kommen muß und bei denen ich ihn nicht behaften möchte. Zeigt er doch an anderer Stelle sogar dafür Verständnis, daß es sich in dem bewußten Gegensatz der beiden „Ideale“ doch streng genommen nicht nur um den Kampf des einen Ideals gegen das andere, sondern um den Kampf der Ideale überhaupt gegen die harten Notwendigkeiten des Daseins (Seite 55), um das Ringen von Geist und Stoff, Leben und Arbeit (Seite 59) handelt. Er sieht sicher ein, daß er damit den relativen Vorsprung des „calvinischen“ Ideals zugegeben und daß er sich den Lillichschen Satz von der „größeren Affinität“ mit Recht zu eigen gemacht hat. Er fordert darum, daß die „Christenheit“ diesen Kampf nicht mehr zur Ruhe kommen lassen dürfe (Seite 59). Ja, er geht so weit, bei der Besprechung des Lutherschen Obriigkeitsbegriffes diesen dahin zu erweitern, daß auch die wirtschaftliche-politische Befreiung eines gedrückten Standes, also das Tun eines Arbeiterführers, zu einem „obriigkeithchen“ Amte wird, das an der christlichen Aufgabe Anteil haben kann (Seite 91 bis 92). Althaus brauchte bloß denselben Gedanken auch auf den Pazifismus (Seite 61 bis 71) anzuwenden, um uns noch näher zu kommen. Daß er auch hier die relative Möglichkeit der Auflehnung gegen die bestehende Ordnung ebenso deutlich einsieht wie die ihrer Anerkennung, daß er auch hier sogar aufmerksam wird auf das relativ größere Recht der Auflehnung, daß daß er auch hier auf die üble romantische Rechtfertigung des Gegebenen verzichtet, ist sicher für ihn nur eine Frage der Zeit und der weiteren Überlegung.

Althaus ist drittens mit uns einig in der Auffassung, daß die Stellung des Christen in der Gesellschaft grundsätzlich nur eine gebrochene sein kann. Was ihn an uns ärgert, das ist die primitive und naive Art, in der wir gelegentlich bei Beantwortung der schweren Frage nach der praktischen Anwendung des Christentums einfach, direkt und ungebrochen auf Demokratie, Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus hingewiesen haben oder noch hinweisen (Seite 47). Er wird mir, wenn ich ihm Konzediere, daß das natürlich so nicht geht, vielleicht seinerseits Konzedieren, daß man gebrochener, indirekterweise, zu Belehrungszwecken ebensowohl einmal ein paar Jahre lang auf diese Möglichkeiten hinweisen kann, wie die modernen Lutheraner nun seit mehr als einem Menschenalter zum Beispiel auf den alten preußischen Staat hingewiesen haben. Er sieht ja gewiß nicht nur den Splitter in seines Bruders Auge! Nein, er weiß ja, daß auch seine eigene, das heißt die Luthersche Lösung, die paradoxe Lehre von den zwei Reichen mindestens den Verdacht auf sich hat, „ein Kompromiß, eine Erleichterung der Unbedingtheit Jesu oder gar eine sophistische Lösung“

zu sein (Seite 88). Zwischen der Sphäla und Charybdis, zwischen der alten und neuen Säkularisierung des Christentums sucht er offenbar seinen Weg mitten hindurch zu gehen. Wir freuen uns darüber, daß er die Unmöglichkeit beider einsieht und daß er doch die Illusion einer allfälligen dritten Möglichkeit nicht aufrecht zu erhalten vermag. Wir freuen uns, daß besonders das Luther-Kapitel, mit dem er der durch uns angestifteten „Verwirrung der Geister“ offenbar in außerordentlicher Weise zu steuern gedachte (Seite 74), nichts, aber auch gar nichts Anderes leistet als das Eine, Klar zu machen, daß die Verwirklichung des Willens Gottes in der Welt auf der ganzen Linie (auch die „Herzen“, auch die „Gewissen“ der Christen sind in der Welt!) Aufgabe und Hoffnung, aber auch Frage und Verlegenheit des Christen ist, daß es hier keinen Weg gibt, sondern nur Schritte, kein Vollbringen, sondern nur ein Wollen, keine in irgendeinem Sinn triumphierende „Christenheit“, sondern — hier möchte ich dem Propheten mit einem „nüchternen Einwand“ ins Wort fallen — im besten Falle eine tastende, ringende, glaubende Heidenchaft in der ganzen Bedrängnis und unter der ganzen Verheißung, die von Gott in Christus über sie gekommen ist. Das sind meine Formulierungen, die Althaus vermutlich ablehnen wird; ich sage ihm damit vielleicht umso deutlicher, was das Fazit ist, das ich aus seinen Darlegungen ziehe. Hinter der Lutherschen Lehre von den zwei Reichen steht doch beherrschend die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben: Das moralisch-religiös Rechthaberische war es, was Luther an den Täufern u. s. f. gehaßt und bekämpft hat. Sie eignet sich daher zu allerletzt zur Aufrichtung einer neuen „christlichen“ Rechthaberei konservativer Prägung. Der Mensch ist im Unrecht, — über diese Feststellung der „Dogmatik“ darf uns keine Aufstellung der „Ethik“ hinwegtäuschen wollen. Ich übersehe nun nicht, daß Althaus mit starken Worten behauptet, Luthers „Lösung“ bedeute die praktische Überwindung des Dualismus von Welt und Reich Gottes (Seite 77 bis 87), und es gäbe eine einheitliche sittliche (also doch wohl in sich selbstgerechtfertigte) Haltung des Christen. Aber das wird faktisch wie von uns allen und wie von Luther selbst, so auch von Althaus nur behauptet, nicht gezeigt, geschweige denn eine Methode, wie man zu diesem Rechthaben etwa gelangen könnte. „Diese Einheit ist doch nur so wirklich, daß sie die starke Spannung zwischen Gesinnung und Werk einschließt“ (Seite 87), das heißt aber, sie ist, gerade sofern sie wirklich ist, keine Einheit; sie ist nicht gegeben in irgend einer „Haltung“, auch nicht des sogenannten „Christen“; sie beruht in Christus, in der Vergebung der Sünden, sie ist die Einheit des neuen Menschen. Wäre unser „Berufshandeln“ als solches einfach „Liebeshandeln“, wäre es keine „gefährliche und versuchliche Sache“, bedeutete es nicht mehr die „mächtige Spannung“, die unserem Gewissen Not bereitet (Seite 89/90), dann wären wir Gott los, die Bedrängnis sowohl wie die Verheißung, die von ihm kommt. Daß unser Amt, unser Berufshandeln, Dienst,

Liebeswerk ist (Seite 85), das ist, (ob es nun Kriegsamt oder Pfarramt heiße!) nie direkt, nie anders wahr als auf dem Umweg über ein Trotzdem! von unerhörter Paradorie — das werden wir nie anders als mit grimmigem Humor zu behaupten wagen, wobei es uns wenig tröstet, daß diese Paradorie auch dem Handeln Gottes selber eigen ist, der brennend vor Liebe Gewalt übt (Seite 85). Sofern Althaus uns aus dieser Paradorie tatsächlich nicht herausgeführt hat, keinen Schritt rückwärts zu den Fleischtöpfen des Landes Ägypten und keinen vorwärts zu jenem in sich sicheren und gerechtfertigten Handeln des Christen in der Gesellschaft, von dem das religiöse Publikum zur Rechten und zur Linken zu hören begehrt, sind jedenfalls wir mit ihm einig. Er ist wirklich nicht der Mann, (denn er weiß wirklich selber schon zu viel), um, mit Luther bewaffnet, seelsorgerlich zwischen uns und die verwirrten Geister zu treten. Wenn er das zugibt, wird er sicher bald auch noch von der letzten Kanzeltreppstufe, von der aus er uns jetzt noch zuredet, heruntersteigen und sich in „getroster Verzweiflung“ neben uns auf das Bänklein der armen Sünder setzen, wo zwischen der lutherschen und religiös-sozialen Auffassung von „Weltgestaltung“ und „Weltenthaltung“ kein erheblicher Unterschied mehr besteht.

Was Althaus eigentlich von uns trennt, was ihn vermutlich hindert, die hier gegebene Deutung seiner Darlegungen als legitim zu anerkennen, die Kanzeltreppe zu verlassen und sich zu uns zu stellen, sind nicht die spezifisch „religiös-sozialen“ Probleme. Ich vermute, daß ich mich darüber, Elastizität auf seiner Seite vorausgesetzt, rasch mit ihm verständigen würde. Wir sind aber nicht unzweideutig einig in dem, was wir „Gott“ heißen. Darum verteilen wir bei gleicher Einsicht in die gleichen Materialien die Akzente so verschieden. Darum lesen wir Luther und auch wohl die Bibel mit so ganz anderen Augen. Darum nehmen wir vermutlich auch praktisch so ganz anders Stellung zu den Fragen der Gegenwart. Relativ und darum hoffnungsvoll ist selbstverständlich auch dieser Gegensatz. Absolut ist ja die Kluft, die uns Menschen von Gott, relativ sind die Klüfte, die uns Menschen von einander trennen, auch wenn es um Gottes willen so sein muß. Immerhin, es gibt da große, grundlegende, schwer zu behebbende Gegensätze und sie müssen offen ausgesprochen sein. Was meint eigentlich Althaus, wenn er von Gott und seinem Willen redet? Ich tue ihm wohl nicht Unrecht, wenn ich mir zur Beantwortung dieser Frage den Weg bahne durch die andere Frage: Bei welchen Anlässen wird er interessiert, eifrig, beredt, sodasß der Leser merken muß: Das, das ist, was der Mann uns eigentlich sagen will? Ich finde im vorliegenden Buch zwei solche Anlässe des Eifers: Erstens da, wo der Verfasser auf die elementaren Bedingungen unsres Lebens, zweitens da, wo er auf das, was er „Haltung und Verbundenheit der Herzen“ (Seite 76), „Gemeinde“ oder „Christenheit“ nennt, zu reden kommt. An diesen beiden Punkten sieht er sich offenbar irgendwie letzten Wirklichkeiten gegenüber in dem Sinn, daß die

Möglichkeiten und Notwendigkeiten, die ihm an diesen beiden Punkten begegnen, für ihn irgendwie direkt und unmittelbar zusammenfallen mit der Möglichkeit und Notwendigkeit des Willens Gottes selbst. Weil er an diesen beiden Punkten nun doch (wenn auch unter leisen Zweifeln!) zu wissen meint (was er so wenig wissen kann wie wir!), darum hat er sein Buch gegen uns geschrieben: Was könnte er gegen uns haben, wenn er nicht dieses Wissen von Gott zu haben meinte? Und weil er an diesen Punkten nun doch menschliche Antworten aufrichtet (statt sich daran begnügen zu lassen, daß hier die menschliche Frage nach Gott unvermeidlich wird!), darum ist sein Buch so unausgeglichen und widerspruchsvoll ausgefallen; denn die Quelle aller Willkürlichkeiten und Widersprüche des Denkens sind die Punkte, wo man es nicht mehr wagt, weiter zu fragen. Althaus sieht sehr viel mehr von der Dialektik, die sich gerade an jenen zwei Punkten erhebt, als mancher Andre; schade, daß er nicht gleich noch ein wenig mehr davon gesehen hat!

Wir beginnen mit dem ersten. Althaus stellt sich Seite 34 die ernste Frage, ob die Liebe als einzige Weltverfassung denkbar sei. Ja, würde ich auf diese Frage antworten: Die in der Bergpredigt „gedachte“ Liebe Gottes ist entweder eine Illusion oder aber die einzige „Weltverfassung“. Die Liebe Gottes ist freilich die Krisis alles dessen, was wir Liebe zu Gott und den Menschen nennen; Teilnehmen an dieser Liebe ist der Weg vom Leben durch den Tod zum Leben. Des zur Erinnerung stehen wir unter dem harten aber bedeutungsvollen Gesetz eines Weltzustandes, der ganz und gar und auf der ganzen Linie nicht Liebe ist. Glauben aber heißt, die Liebe Gottes als die einzig denkbare Weltverfassung bejahen, trotzdem der uns allein bekannte Weltzustand uns in ausgesprochenster Weise als Nicht-Liebe gegenübersteht. Anders Althaus. Er scheint es gar nicht zu merken, daß es sich bei jenen durch die Bergpredigt gestellten Fragen um Gott und um das Entweder-Oder des Glaubens handelt und daß schon der gute Geschmack (um von Mehrerem nicht zu reden) ihn daran hindern müßte, hier mit einem Sowohl-als-auch! zu antworten. Er sagt vielmehr ganz getrost: „Die Antwort kann nur eine verneinende sein“, also: Es ist nicht denkbar, daß die Liebe die einzige Weltverfassung ist, es gibt auch noch eine andere. Er redet, wo er gegenüber dem religiös-sozialen Optimismus bei einigem Sensorium für das Entscheidende von der Rätselhaftigkeit des uns bekannten Weltzustandes, von der Verborgenheit der Schöpfung Gottes, von der Finsternis, in die sich der Glaube an die Liebe Gottes begeben muß, hätte reden müssen, von — nun eben von der „ganz elementaren Notwendigkeit des Rechtes und Staates“. Er erinnert sich zwar, daß Luther hier von der Herrschaft der Sünde, also von der Probematik dieses Elementaren vor allem zu reden pflegte. Aber er eilt rasch daran vorbei. Er weiß besseren Rat: „Jedermann weiß...“ — ja eben jedermann!, schon daraus folgt zwingend, daß hier nicht von Gott die Rede sein wird — also jedermann weiß, daß... „die Naturgesetzlich-

keit und die Geselligkeit der Beziehungen unter den Menschen die beiden Grundvoraussetzungen alles persönlichen ebenso wie alles gemeinschaftlichen Lebens" sind (Seite 35). Welches Lebens? fragen wir neugierig. Des „höheren“, „geschichtlichen“, „sittlichen“ Lebens werden wir beiläufig und etwas unsicher belehrt (Seite 35/37). Aber wenn es sich nun in der Liebesbotschaft der Bergpredigt etwa um das ewige Leben handelte, was doch auch wohl Luthers Meinung war? Was soll dann der „nüchterne“ aber wirklich allzu leichte Beweis (Seite 35/36), daß es mit Kommunismus und Anarchismus praktisch nicht geht, daß ein bißchen Ordnung hienieden ratsamer ist als das freie Walten der Liebe? Was den allzu einleuchtende Hinweis auf den Wert von Macht und Staat „für die Entfaltung persönlicher Sittlichkeit, für alles erzieherische Wirken im Reiche Gottes“ (Seite 37)? Was die allzu kompromittierende Erinnerung an das — Kirchenrecht (Seite 39)? Woher weiß denn Althaus, daß es „im Reiche Gottes“ eine Erziehung gibt? Wo steht denn geschrieben, daß die Liebe, von der in der Bergpredigt die Rede ist, eines Bodens bedarf, der erst durch das Recht gesichert, geregelt, ja geschaffen werden muß (Seite 37)? Durch diesen Appell, den Appell an die ewigen ehernen Weltnotwendigkeiten und ihre Heilsbedeutung hat sich noch nie auch nur ein einziger echter Schwärmer belehren lassen und zwar darum nicht, weil er, wenn man ihm d a m i t kommt, das Evangelium gegen seinen lutherischen Belehrer auf seiner Seite hat, das Evangelium, das von Gott und vom Glauben redet, und nicht von dem, was „jedermann weiß“, von letzten und nicht von vorletzten Dingen. Ohne das von Althaus so streng gerügte „Berkennen der menschlichen Natur und der einfachsten Notwendigkeiten des geschichtlichen Lebens“ (Seite 37), geht es nun einmal, wo es zu einem Hören der Botschaft von Christus kommt, nicht ab. Sofern wir die hören, hören wir notorisch einiges Andre nicht und sofern wir immer noch einiges andre hören, hören wir das Evangelium nicht. — Ein zweites Mal und ausführlicher begegnet uns derselbe Gedankengang Seite 62 bis 73, — für mich die ganz schlimme Partie des Buches. Es handelt sich um den Pazifismus. Welches ist der konkrete Inhalt für die Normen der weltpolitischen Gerechtigkeit? fragt Althaus. Ich würde wieder antworten: Ihr höchst konkreter Inhalt ist die Gerechtigkeit Gottes, so konkret, daß keine von allen politischen Gerechtigkeiten auch nur im Geringsten mit ihr identisch sein könnte. Sie ist die Wage, auf der die Völker gewogen sind in ihren gewissenhaften wie in ihren gewissenlosen Entscheidungen, in ihren friedlichen wie in ihren kriegerischen Schicksalen, die drängende, lastende, höchst beunruhigende, höchst aktuelle Frage in aller Politik, das tödliche Gift für alle, die pazifistischen sowohl wie für die nationalistischen Ideologien, mit denen der Mensch sich der Wahrheit entziehen will. Anders Althaus. Ihm scheint tatsächlich die „lebendige Bewegung“ der Geschichte, die wir kennen, zusammenzufallen mit dem sich Ereignen des Willens Gottes und darum das sich Hineindenken in die

„organischen Gesetze“ der Geschichte, (daß ihn der Naturalismus dieser Formeln nicht selbst stutzig macht??), als gleichbedeutend mit einer wenigstens stückweisen Erkenntnis des Willens Gottes (Seite 62). Wenn im Völkerleben die Macht emporsteigt (zum Beispiel England?!), „als die Tüchtigkeit zu geschichtlichem Leben und geschichtlicher Herrschaft“ (Seite 63), „dann sieht er da im Ernste Recht sich erheben. Nun wird der „ernstlich geprüfte geschichtliche Beruf eines Volkes“ (Seite 66) auf einmal zu einer wahrhaft mystischen Größe, irgendwie himmelhoch erhaben über die profanen Möglichkeiten, die da heißen „zufällige Parlamentsmehrheit“ oder „internationaler Gerichtshof“. Eine „Frage von transzendenter Tiefe“ (Seite 65) soll der Beruf eines Volkes sein, weil hier das „Irrationale“, die „schöpferische Tat“ zu Hause sind (Seite 66), und Politik nun auf einmal doch „in der Tiefe eine religiöse Sache“ (Seite 65; als es Seite 40 galt, die Religiös-Sozialen zu widerlegen, las mans anders). Nun wird Alles möglich. Nun soll Krieg durchaus nicht mehr Mord heißen, sondern ein „mächtiges Sichmessen der Völker um die Führerschaft und Zukunft“ (Seite 67). Nun sollen wir unbesehen „die Konkurrenzverhältnisse durchleben und den Tod sterben“, den Krieg als Schicksal kein ethisches Problem mehr nennen, sondern seine Aufhebung der „Eschatologie des Glaubens“ überlassen (Seite 69). Nun wird dem christlichen Gewissen nur das Zweifache zugestanden: Die Entscheidung über nötige und unnötige Kriege und die Vermeidung des persönlichen Hasses im Kriege (Seite 94 bis 96) — als ob dieses unsäglich Dürftige und Fragwürdige dem Niveau der Bergpredigt nun etwa besser entspräche als die Belleitäten der Pazifisten! Woher nimmt denn Althaus das Recht, uns das Irrationale als geweihtes Heiligtum anzupreisen? Woher weiß er denn das von der „transzendenten Tiefe“? Wieso soll denn der Begriff „Preußen“ oder „Bayern“ höhere Dignität besitzen als der Begriff „Völkerbund“? Mit welchem Fug und Grund wagt er es eigentlich, die Lehre Luthers von der sündigen Bedingtheit gerade der elementaren Grundlagen der Gesellschaft ohne den leisesten Versuch einer Widerlegung abzulehnen (Seite 71)? Wie kommt es, daß er in seiner Begeisterung für Volk, Staat, Krieg u. s. f. ganz vergißt, den Gedanken der E r b s ü n d e zu denken und das Problem der Ethik von da aus aufzurollen? Aber halt! „Eine tiefe Ahnung sagt uns, daß diese Verfassung der Geschichte im Zusammenhang steht mit der Lösung der Menschheit von Gott durch die Sünde, ebenso wie der leibliche Tod“ (Seite 69 und 95). Gewiß, eine sehr tiefe Ahnung! Aber warum bloß eine Ahnung? Warum wird mit ihr nicht Ernst gemacht? Wie kommt Althaus dazu, ihren Inhalt zu identifizieren mit „dem Irrationalen des Lebens selber“, mit „schicksalhafter Sezung oder (!) Prädestination“ (Seite 71), als Gegebenheit zu behandeln, was doch nicht mehr und nicht weniger als ein Problem, im Neuen Testament aber merkwürdigerweise das grundsätzlich überwundene Problem ist? Wieso soll es dem Glauben an Gott und den lebendigen Christus nicht wesentlich sein, die unaufheb-

liche Schranke aller sittlichen Weltgestaltung: das Leben als Natur, Schicksal und Kampf zu vergessen, — jawohl, gerade als solche unaufhebbare Schranke zu vergessen, das heißt, es als das Vergängliche dem Unvergänglichen gegenüber zu stellen, ganz und gar ungleichartig jenem, unverhältnismäßig geringer als jenes an Bedeutung und Würde? Wieso denn soll es frommer sein, „uns vor dem Gott zu beugen, der uns in diese Welt und unter solche Lebensgesetze gestellt hat“ (Seite 72)? Wer ist denn dieser Gott? Ist er denn Gott? Er ist „das Leben selbst“ (Seite 71) — das Leben, das selber noch unter dem Gesetz des Todes steht. Wenn der Glaube an Gott und Christus Auferstehungsglaube ist, so dünkte ich, es sei ihm wesentlich, gegenüber diesem Gott resoluter, unromantischer, respektloser Unglaube zu sein. Und wiederum: der dürftigste, aufklärerische Pazifist hat mit seinem Protest gegen den Krieg als die Manifestation des schlechthin Nicht-Sein-Sollenden das Neue Testament auf seiner Seite.

Der zweite Punkt, an dem Althaus lebhaft wird, ist die „Christenheit“, die „Gemeinde“, das Reich Gottes als „Herrschaft des Evangeliums in den Herzen“ (S. 38). Mit Recht stellt er die „Christenheit“ allen Reichen und Organisationen als etwas spezifisch Andres gegenüber. Mit Recht erwartet er Großes von ihr, mutet er ihr Erhebliches zu in Bezug auf Sozialpolitik, etwas weniger offenbar in Bezug auf Weltpolitik. Aber eben: Großes, Erhebliches — — die gewisse Vorsicht, das bloße Sowohl — Als auch! macht uns auch hier wieder stutzig! Steht es denn wirklich so, „daß der Christ wohl allezeit im Reiche Gottes lebt und handelt, aber nicht sein gesamtes Handeln als ein solches am Reiche Gottes verstehen kann“ (S. 90)? „Nicht sein gesamtes?“ Also doch einen Teil davon? möchte ich, indem ich mich nun gegen Althaus Position wende, fragen. Wer lehrt uns denn auch nur einen Teil unseres Handelns als Handeln am Reiche Gottes verstehen? Gibt es denn etwa eine „Christenheit“? Meint Althaus diese Größe etwa zu kennen? „Auch ein Weltfriedensreich bleibt Welt“ sagt er einmal gegen die Pazifisten (S. 39). Ja, aber nicht wahr auch ein etwa durch Mission oder Evangelisation zu errichtendes Weltfriedensreich der Herzen? Oder sollte die Skepsis, die er einem politischen Weltfriedensreich entgegenbringt, sich in Gläubigkeit verwandeln, wenn es sich um — die Kirche handelt? Auch von diesem Reich und seiner Aufrichtung (also von der Mission zum Beispiel) wäre doch zu sagen, was gegen Friedrich Wilhelm Foerster eingewendet wird: „Wie kann man derartiges nur mit Jesu Wort von der Lebenshingabe in einem Atem nennen!“ (S. 41)? Das „ganz persönliche Etwas“ (S. 28), in dem nach Althaus der Sozialismus Jesu bestehen soll, ist doch nicht etwa identisch mit irgend einer bestimmten, in diesen und jenen Personen realisierten Christlichkeit? Oder doch? Ich lese bei Althaus Sätze wie die folgenden: „Der Christ erfüllt mitten in seinen pflichtmäßigen Betätigungen an den Weltordnungen, ja gerade durch sie, Jesu Liebesgebot“ (S. 76). „Der

Christ kann, auch bei der Vornahme rauher, harter Werke des Rechts-, Staats- und Kriegslebens völlig aus dem Geiste der Bergpredigt heraus leben" (S. 77). "Jeder Richter und Beamte und Staatsmann, der zugleich sittliche Persönlichkeit oder Christ ist, lebt vom Recht dieser Gedanken Luthers innerlich" (S. 88). Der Christ erfüllt, der Christ kann völlig, der Christ lebt — ja woher nimmt denn Althaus, der in Bezug auf die politische Verwirklichung des Willens Gottes so „Nüchterne“, die Sicherheit, seine psychologische Verwirklichung zu behaupten? Es steht doch nicht so, daß der Geist der Bergpredigt und Jesu Liebesgebot, wenn auch nicht politisch-sozial, so doch seelisch mögliche, erreichbare und durchführbare Dinge wären? Es ist doch nicht anders: unter demselben Gericht, unter dem Althaus (und wir geben ihm recht) das äußere Leben steht, steht auch das innere, auch das religiöse, auch das christlich religiöse Leben. Würde Althaus das bestreiten, so würde ich ihm sagen, daß er auch das Gericht, unter dem das äußere Leben steht, noch nicht gesehen hat, ja daß er ihm durch den mit Hilfe Luthers vollzogenen Rückzug auf die Innerlichkeit tatsächlich zu entgehen sucht, daß seine Wendung von der äußeren zur inneren Politik den Sinn hat, dem Menschen zunächst religiös eine feste Burg zu schaffen, wo er sich vor Gott gerechtfertigt — geschützt weiß, um damit auch sein übriges weltliches Tun zu bestätigen, mit einem leisen verklärenden Schimmer von Gottgewolltheit zu umgeben, daß der Entfernung der Eschatologie von der Ethik die Absicht zu Grunde liegt, die erstere zu verharmlosen und die letztere aus dem drohenden Schatten der ersteren ad majorem gloriam hominis hinauszurücken. Das alles will nun Althaus so wenig wie ich, aber ich gestehe, daß mich sein Buch im meinem tiefen Mißtrauen gegen den dunklen Zusammenhang zwischen lutherischer Innerlichkeit und lutherischer Weltlichkeit fürs Erste bestärkt hat. Werden den Willen Gottes in so gefährliche Nähe des bishen Herzens- und Gewissenserlebnisses der sogenannten Christen, des bishen „Gesamt-leben der Gemeinde“ rücken kann, dem rückt er notwendig auch in die geradezu fatale Nähe von Geschichte, Natur und Schicksal: die psychologische Immanenz Gottes zieht die kosmische mit Notwendigkeit nach sich. Oder tue ich Althaus Unrecht, wenn ich vermute, daß er der „Gemeinde“ nur darum nicht eben so wie dem Nationalstaat „transzendente Tiefe“ zuspricht, weil das für ihn selbstverständlich ist? Sieht er nicht wirklich in dem Komplex Herz — Gewissen — Christentum — Kirche eine Art letzter Wirklichkeit, aus der er den letzten Willen Gottes meint ablesen, in der er ein Geschehen des Willens Gottes meint feststellen zu können? Wenn ja, so würde ich den darin sich offenbarenden Mangel an Distanzgefühl, die Verdunkelung des kritischen Charakters der Begriffe „Gemeinde“ und „Schöpfung“ den mir bedenklichsten Punkt seines Buches nennen. Daß Althaus das wirklich tut, geht aber unzweideutig hervor aus dem auf

den letzten Seiten gemachten verzweifelten Versuch, an die als „innere Weltenthaltung“ beschriebene „Verfassung der Seele“ eine „äußere Entsaugung“ als Funktion innerhalb der Gemeinde postulatweise anzugliedern, freiwillige Armut, Ehelosigkeit und politisches Desinteressement (auch Militärdienstverweigerung?!) um des „organisch-biologischen“ Gesamtlebens der Gemeinde willen in das Programm der christlichen Ethik aufzunehmen und also das Individuelle aus der Grenze zum Gegenstand der Ethik zu machen. Warum nur Luther selbst auf diesen Gedanken nicht gekommen ist? Darum nicht, weil für ihn „Gemeinde“ und „Schöpfung“ die Distanz ebensowohl wie die Gemeinschaft zwischen Gott und der Welt bezeichneten, eine Dialektik, die von Althaus nicht durchschaut ist. Vergeblich wehrt er sich darum gegen den Verdacht, seine Bervollständigung des Gemeindebegriffes sei eine Erneuerung der doppelten Sittlichkeit des Katholizismus. Das Motiv, das ihn dazu bewegt, ist wirklich kein neues, denn um das „Gesamtleben der Gemeinde“, um das schlechte Gewissen eines bloß innerlichen Christentums, das nach einem Komplement verlangt, handelt es sich auch im Katholizismus. Und was sich in Althaus neuem Versuch mit dieser alten Möglichkeit verrät, ist nur die tiefe Unsicherheit des ganzen religiös-sozialen und nicht-religiös-sozialen Protestantismus gegenüber den Gedanken der Rechtfertigung und Sündenvergebung, die in ihrer kritischen Kraft erkannt sowohl den Schlupfwinkel eines bloßen Herzens- oder Gewissenschristentums wie das potemkinsche Dorf eines „organisch-biologischen“ Gemeindeganges ausräuchern, den Menschen auf der ganzen Linie als den nie und nimmer zu Rechtfertigenden, auf Gottes Barmherzigkeit ganz und gar und für alle Zeit Angewiesenen herausstellen würden. Gerade in diesen Gedanken liegt das tiefe Recht des Luthertums gegenüber dem religiösen Sozialialismus. Es weiß oder es meint doch zu wissen, was wir gelegentlich vergessen haben, daß all unser Tun umsonst ist auch in dem besten Leben. Umso bedauerlicher, wenn sein Vertreter in unserm Buch gerade in dieser Hinsicht mit einer wilden Zweideutigkeit endigt. Er wird auch mit diesem pietistisch-kirchlichen Gedankengang, schwerlich einen von uns belehren, weil er zu sehr zeigt, daß er mit uns im selben Spital krank ist. Die „Lösung“ durch die „direkte Aktion“ Einzelner hat ihre Rolle wirklich in unserer Bewegung gespielt und zwar zu ihrem Verhängnis. Das eben brauchte uns Althaus nicht zu sagen.

Wenn ich scharf geredet habe, so habe ich es nur getan, um deutlich zu sein. Das Buch bleibt eine sympathische Erscheinung, weil es gerade in seiner gewissen inneren Brüchigkeit ein Beweis ist, daß das Eis am Schmelzen ist. Den Anlaß, mich dazu zu äußern, bot mir die Tatsache, daß Althaus mir — ich weiß nicht, soll ich sagen, die Ehre oder die Schmach antut, mich zu den „gemäßigten“ Religiös-Sozialen zu rechnen. Was es mit der „Mäßigung“ auf sich hat, ist ihm hoffentlich nebenbei klar geworden.

Aus Geschichte und Zeit

Aus Neuweflers Tagebuch.

Neulich schrieb ich einem Freunde, er möge sich doch einmal darüber äußern, was nach seiner Meinung Gottes Wille in der Gegenwart sei. Obwohl er mir zunächst zusagte, teilte er mir nach einigen Wochen mit:

„Ich kann darüber nicht schreiben — ich habe es versucht; aber es ist mir alles wieder langsam unter den Händen zerbrochen. Wenn nun am Ende der ganze Aufruhr, die gewaltige Zersetzung, in der wir leben, der Wille Gottes in der Gegenwart wäre?! Den Vater schaut nur, wen der heilige Gott zerbrochen, Ihn gewinnt nicht, wer sich selbst zerbricht. Wenn nun dieses Zerbrechen in all den Furchtbarkeiten und Auflösungen der Gegenwart geschähe? Wenn all diese Abkehr von Gott, dies entsetzliche Hingegebensein an Widergöttliches nur geschähe, damit es an sich selbst stürbe, damit es fortan nicht mehr geschähe? Wenn es Sein Wille wäre, daß wieder einmal alles Menschliche zerbricht, damit offenbar werde, daß Gott — Gott ist? Verwahrlosung überall — Kampf in den meisten Häusern — Verbrechen gegen keimendes Leben ohne Zahl — Brüder gegen Brüder — Betäubungssuchen und all das, muß es nicht vielleicht erst übermächtig werden, damit es den Schrei wecke: Wer hilft uns? Gottes Wille ist das Kreuz, ist das Sterben, in dem der Hunger nach dem Leben erwacht. Und das Kreuz muß sich an uns vollziehen — nicht nur auf Golgatha stehen.“

Wie geblendet vom scharfen Strahl einer Wahrheit schmerzten mir die Augen, als ich das las, aber mein Herz krampfte sich zusammen und will es nicht zugeben, daß der Mensch erst ins Widergöttliche hinein muß, um für das Göttliche wieder empfänglich zu werden. Aber lernt er die Heimat nicht auch erst schätzen, wenn er die Fremde als Fremde fühlt?

Vor Wochen las ich, daß Hans Blüher in seinem Jesusbuche („Die Aristie des Jesus von Nazareth; Philosophische Grundlegung der Lehre und Erscheinung Christi“) geschrieben habe, daß die Lehre Christi von der Gnade und Erwählung die antisozialste Lehre sei, die es je gegeben habe. Das war mir wie ein Schlag vor den Kopf; denn es ist mir bis dahin in tiefster Seele gewiß gewesen, daß es keine größere soziale Macht weil keine wirksamere Bekämpfung aller Ungerechtigkeit auf Erden gibt, als die Frohbotschaft Jesu. Wie mag Blüher zu solcher Behauptung kommen? Nach allem, was ich von ihm gelesen habe, ist er ein Verächter der Masse. Er selbst setzt wohl zum Beispiel seine Hoffnung für eine Emporentwicklung menschlichen Gesamtseins auf die Füh-

rung durch eine Auswahl von Menschen, die Kraft aller möglichen geistigen und körperlichen Vorzüge aus der Menschheit die Führerpersönlichkeiten gebiert und züchtet, in deren Hirnen und Händen sozusagen das Heil der Gesamtheit ruht. Daß diese Führerschaft sich bilde — das ist die Hauptsache, die Masse schließlich Nebensache. Blüher will also Christus mit seiner oben notierten Bemerkung also nicht etwa „eins anhängen“ — im Gegenteil, er mag glauben, Christus und seine Lehre höher zu stellen, indem er ihn aus seinem Massenheilandslos herausrettet. Der Philosoph mag auf seinen Wegen zu solchen Schlüssen wohl kommen — der Christ nimmermehr. Das Gute, das aus diesen Gedanken Blühers für die Christen selbst herauspringt, mag das sein, daß sie sich selbst einmal vor die Frage gestellt sehen: Welche besondere Aufgabe hat eigentlich die Gemeinde Jesu, die tatsächlich aus Niederungen und Sümpfen des Menschseins herausgehoben und auf einen Höhenweg hinaufgehoben erscheinen muß. Diese besondere Rolle erscheint wirklich im ganzen Neuen Testament der wirklichen Gemeinde Jesu zuerteilt; denn immer wieder klingt ihr als Befehl von oben das: „Du aber —!“ „Ihr aber!“ entgegen. Und doch — wie irrig ist eine Meinung, die daraus eine antisoziale Wirkung folgert. Es wird uns das sofort klar, wenn wir die einfache Frage stellen: „Wozu erwählt und begnadigt der Ewige durch Christus?“ Das ist keine Auswahl und Begnadung, die zum Beispiel den Neid der — anderen weckt. Herausgehoben zur besonderen Pflicht — aber zu welcher? Nur dazu, Salz und Licht zu sein; Salz, das im Vergehen Lebenswirkungen tätigt, Licht, das sich selbst verzehrend, ändern und nie sich selbst leuchtet. Zum Sterben auserlesen, damit andere Leben gewinnen — ist das antisozial? Für andere alles, für sich nichts! heißt der Urgemeinde wahre Parole.

Vor vielen, vielen Jahren tagte einmal eine hochwichtige evangelische Kirchensynode, die über eine neue Kirchenordnung zu beraten hatte. Die Forderung des Neuen war geboren aus der gewaltigen Not der Zeit und der Kirche. Viele ernste Männer waren versammelt, denen um die Zukunft ihrer geliebten Kirche bangte. Sie wurden aber ruhig, als ein sehr angesehener alter Kirchenmann also sprach: „Meine Herrn, das Alte hat sich bewährt! Lassen wir das Meiste und Wichtigste beim Alten!“ Und so wurde die neue Kirche statt an den Strom des flutenden Lebens, in einen Winkel der großen steinernen Stadt gebaut, und heute suchen sie nur noch wenige, die um ihr Dasein und das Geheimnis ihrer Gaben wissen.

In derselben Synode wurde nach altem Brauch jede Sitzung durch einen Superintendenten mit Gebet eröffnet. Im Verlauf der darauf folgenden Verhandlungen hatte der Justitiarius des Konsistoriums einen von diesem gestellten Antrag zu begründen und begann einen Teil seiner Begründung mit den Worten: „Wie Herr Superintendent F. in seinem Gebete der Versammlung schon angedeutet hat, und so weiter“. Ein hell-

höriger, kritischer Synodale soll daraufhin beabsichtigt haben, den Antrag zu stellen, daß die Gebete im Entwurf zuvor erst der Begutachtung der Synode unterbreitet würden und ließ sich von solchem Unterfangen erst abbringen, als ihm bedeutet wurde, daß ein Justitiarius ja ein Jurist sei. Wenn man das weiß, kann man sich freilich auch manches andere in und von den Kirchenregimentern im Laufe der Zeit erklären.

Gestern las ich in der „Hessischen Bauernzeitung“ ein „Gedicht“, das aus dem „Vaterländischen Volkskalender“ (Berlin S. W. 11, Bernburgerstraße 24 II 1) von ihr übernommen wurde. Es war überschrieben: Deutsches Gebet, und wies folgende Verse auf:

Herrgott, gib uns Männer an unsere Spitze,
Wie wir sie früher hatten einmal;
Keine erbärmlichen, elenden Wichte. —
Herr Gott, gib uns Männer aus Eisen und Stahl.

Herr Gott, befrei' uns von dem Gelichter,
Das uns in Schande und Elend gebracht!
Herr Gott, zerschmettre die Bösewichter,
Laß sie versinken in Nebel und Nacht!

Wir sollen nicht hassen die Missetäter,
So steht ja wohl in der Bibel geschrieben,
Aber des Vaterlandes Verräter,
Lieber Herr Gott, die kann man nicht lieben!

In einem „christlichen“ Bücherverzeichnis steht jener „Vaterländische“ unter der spezifisch „christlichen“ Literatur. Merkwürdig, was heute alles unter „christlich“ im Kurs ist? Dies ein Gebet?? Und ein deutsches? Gelten doch sogar denen, die mit dem verstorbenen Bodan liebäugeln, Rachepsalmen als furchtbar. Es ist gut, daß wir 1922 schreiben. Soviel ist gewiß: Anno 1917 noch wäre der Kalender konfisziert worden.

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte neulich eine Zuschrift aus Oppau, in der betont wurde, daß man um die Neubauten dort, die einmal lebensgefährlich werden können, eine Gefahrzone anlege, in der man Spiel- und Sportplätze für die Jugend herrichte. — So, nun ist mir auch mein ererbter Begriff von „Gefahrzone“ zusammengeknarrt. Mein Better Fronikus freilich meint, das sei immer so gewesen; deshalb gebe es ja auch sovielen greise Kriegsfreunde. —

Wenn man in stark bewegter Zeit Altes liest, kann man fein herausspüren, was unvergänglichen Wert hat oder veraltet ist. So erscheint einem vor zehn Jahren Geschriebenes sehr oft schon schimmelig, während viel Alteres ganz neu funkelt. So, wenn zum Beispiel der alte Jeremias Gotthelf zu uns sagt:

„Eine Hausfrau ist der ärmste Tropf von der Welt, wenn sie nicht in jedem Augenblick auch Magd sein kann.“ Oder: „Es gibt Gelehrte, welche glänzende Examina gemacht haben; sie verachten die Evangelien,

aber sie schwören mit einem wahren Köhlerglauben auf die Kollegienhefte eines verstorbenen Professors.“ Oder: „Es verderben gar viele Kinder am Geiste, weil ihnen der warme Tau der Liebe fehlt; dann vertrocknen die edelsten Keime, gehen nicht auf. Es haben unendlich viele Kinder ihrer Großmutter viel mehr zu danken, als den gelehrtesten Herrn, welche oft nichts anderes sind als vertrocknete Haarseckel.“ Unsereiner weiß das ja nicht so, weil er nicht studiert hat, aber ich bin doch froh, daß der Gott-helf das schon gesagt hat, weil es immerhin wahr sein oder werden könnte. — Wie sehr aber stehen wir heute unter dem Lichte seines köstlichen Ausspruchs: „Furchtbar ist es, wenn das Wort von oben nicht mehr die Sonne ist, welche die Nebel niederschlägt, die Empfindungen läutert, Kummernis verscheucht. Da muß es finster, frostig und unheimlich werden im Gemüt. Das muß verkümmern, wenn Gottes Sonne nicht mehr in das Herz scheint, da faulen die Bande der Liebe, da bleibt das Hohe und Edle unbegriffen und ungesuchte Begeisterung wird lächerlich, Selbstsucht zur Sittlichkeit.“ Und auch jenes Wort ist noch ein „Wahrwort“: Gott gibt Freundlichkeit umsonst; sie ist allerwege Erquickung; aber wüßt ist's, wenn man sie benutzt wie Honig, um Fliegen zu fangen, und mit ihr auf den Menschen spekuliert, um ihm abzulocken, was er hat.“

Sartnäckig haftet zwischen meinen Gedanken eine Briefstelle eines studierenden Freundes. Sie verfolgt mich durch die Tage, und ich sehe sie hierher, um sie los zu werden. Vielleicht „erschlägt“ sie einmal ein anderer, wenn sie mich bloß narret. Sie lautet:

„Gefährlich ist die Verabsolutierung des „großen Du“. Die „soziale Arbeitsgemeinschaft“ kennt vielfach nur „Ich und Du“, aber nicht „Ich und Gott“. Darum die Wertlosigkeit sovieler Arbeit. Erst „in Gott“ sind wir Brüder, und erst „in Gott“ können wir lieben. Sonst ist unsre Liebe keine Liebe, wie sie Christus meinte. — Es ist ein Jammer um unsere Jugendbewegung. Durch sie könnte Gott wieder in unser Volk einbrechen, und er kann es vielleicht durch sie wohl noch? Der Kairos ist da. Doch sie sucht Ihn nicht ernsthaft. Sie ist gebunden durch Erotik oder wird durch verantwortungslose Führer für soziales „Mitleid“ mißbraucht oder betrügt sich selbst in Romantik und Mystizismus. Es ist furchtbar, zu sehen, wie sie und unser Volk am Ende „den Anschluß verpassen!“ —

Und nun noch einige Worte von Emil Götts, die ich gestern las:
„Sans reproche — sans peur! Wären wir des Selbstvorwurfs ledig, so wären wir auch die Furcht und Unruhe los!“

„Unsere Lehrlinge machen uns entweder keine Freude oder werden unsere Meister.“

„Ich habe viele Menschen verloren, die noch leben, und diese machen mir mehr Schmerzen als die, die mir gestorben sind.“ —

Für die Schriftleitung verantwortlich im Auftrage der Neuwerk-Gemeinschaft
Sannerz: Eva Dehlke. — Druck von H. Steinfeld Söhne, Schlichtern.

Die Lichtkampf-Bücher

kämpfen den Kampf des Lichts wider alle Mächte der Finsternis. Bausteine wollen sie sein zum Bau eines deutschen Hauses voller Licht und Sonne, errichtet mit frohstarkem Lebensmut für taterfülltes Leben seiner Männer und Frauen und für artedle Beschaulichkeit in den Feierstunden.

Die erste Reihe: Der Schönheit der Ruhe und Gewidmet.

Die zweite Reihe: Der erneuernden Arbeit des Werktags dienend.

Einführende Verzeichnisse kostenlos durch den

Lichtkampf-Verlag Hanns Altermann, Heilbronn am Neckar
Urteile:

Emil Engelhardt in „Ringende Jugend“: „... Die Jugendlinge sollten dieses gediegene Buch überall in die Häuser tragen; es gehört zu den bedeutendsten Helfern unserer Kulturarbeit und damit zu den wirkungsvollsten Kämpfern gegen die Kultur lähmung durch Schund und Schmutz...“

Lothar Heberer in „Bücherbord des Zwiesprachs“: „... hat man das Buch durchgelesen, möchte man es in tausend und abertausend deutschen Häusern wissen...“

Friedrich Schöll in „Hellauf“: „... durchglänzt von häuslicher Heimlichkeit, dem Frohsinn des deutschen Liebes und Märchens und dem lebendigen Reichtum der neuen Jugend, die wieder offene Augen für alle Schönheiten des Lebens hat...“ „Johannisfeuer“, Monatschrift der Jungboren- und Quickerbornbewegung: „... ein treuer Helfer und Ratgeber in der Erziehung unserer Jugend zu neuer Lebensart, zur schöneren und edleren Freude...“

Franziskus Hähnel in „Vortrupp“: „... ein rechtes Geschenkbuch für unsere Freunde. Kostbare Schätze neuer deutscher Lyrik bierher sein Inhalt. Gegenwartsgestalt und Geist rechter, willensstarker und tatdurchdrungener Jugend weht uns aus seinen Dichtungen entgegen...“

Walter Hammer in „Junge Menschen“: „... Im ganzen ein schönes Geschenkbuch, an dem jeder junge Mensch seine Freude haben kann...“

Verzeichnis der bisher erschienenen „Lichtkampf-Bücher“:

I. Reihe, Band 1: Das Buch vom und für den Ludwigstein

„Es taget in dem Ofen...“

Mitarbeiter: Emil Engelhardt, Franziskus Hähnel, Kurt Kläber, Walter Kretschmar, Hannes Schmalzfuß, Karl Willer u. a. mehr. — 136 Quartseiten Handsatz in Maximilian-Gotisch auf verbürgt Holzfrei-Federleicht-Papier, feiner Glanzpappband mit Goldprägung. — Sechs ganzseitige Bilder deutscher Jugendburgen. — Herausgegeben zum Besten der Sammlung für den Ludwigstein, der ein Teil des Reingewinnes vertraglich zufließt. — Preis 25 Mk.

I. Reihe, Band 2: Das Buch von der Würde der Frau

„Der Schrei des Weibes“

Miniaturen aus dem Frauenleben unserer Zeit von Eva-Maria. — Etwa 150 Seiten Handsatz in der Schmuck-Fraktur auf holzfreiem Papier, in feinstem Künstler-Halbleinen-Band. — Mit fünf ganzseitigen Bildern nach Original-Holzschnitten von Maria Hebert-Fechner (Berlin). — Preis 20 Mk.

II. Reihe, Band 1: Das Buch für den Aufbau von innen heraus

„Vom Heimchen auf dem Herde“

Gedanken über die deutsche Familie und ihr Gemeinschaftsleben von Hanns Altermann. — 96 Seiten Handsatz in Schmuck-Fraktur. — Sechs ganzseitige Bilder nach Ludwig Richter. — Preis 8,50 Mk.

II. Reihe, Band 2: Das Buch von der Völker- und Klassenverföhlung

„Der Lindenhof“ — Werden und Wollen

Von Dr. Karl Willer, ehemal. Direktor der Städt. Fürsorge-Erziehungsanstalt Berlin-Lichtenberg. — 176 Seiten Handsatz in Mediaeval-Antiqua auf holzfreiem Papier, mit zehn ganzseitigen Bildern nach Original-Holz- und Linolschnitten von Freunden und Bewohnern des Lindenhofs. Preis 18 Mk.

Zum Sannerzer Osterkursus

sind bisher fünfunddreißig Anmeldungen von auswärtig eingetroffen. Der Arbeitskursus beginnt am dritten Osterfeiertage, am 18. April. Am frühen Morgen wird der Stall besorgt; im Garten und Feld beginnt die gemeinsame Arbeit um sieben Uhr, ebenso in der Tischlerei und im Hause; überall drei Arbeitsstunden bis zehn Uhr. Das Arbeitsgebiet wird frei gewählt und vereinbart, während eines Kursus möglichst nicht gewechselt (Stall oder Acker oder Tischlerei oder Hausarbeit.) Von 10—1 Uhr suchen wir gemeinsam die Lebensarbeit, wie sie uns durch Tolstoi, Dostojewski, Kropotkin und Landauer nahe gebracht wird. In Tolstoi wird in erster Linie Emil Blum einführen, in Kropotkin Eberhard Arnold, in Gustav Landauer Heinrich Schultheis. Dostojewski wird bei jeder Fragestellung zur Geltung kommen. Nach Mittag ist eine Stunde Gelegenheit zum Nachdenken, Lesen und Schreiben. Die übrige Zeit gehört wieder der Handarbeit wie morgens. Nach dem Abendessen sind wir zwei Stunden von 7—9 Uhr mit der ganzen Hausgemeinschaft zusammen, um die Anregungen des Tages noch einmal zu besprechen. Die Unkosten der Unterkunft und Verpflegung betragen für den Einzelnen zweihundert Mark, die möglichst vorher einzusenden sind. Brot und Aufstrich muß mitgebracht werden, ebenso mindestens eine Decke für jeden, der kommt. Da an keinen Teilnehmer Geldbedingungen gestellt werden können, wird für die Bestreitung des gemeinsamen Lebens eine gemeinsame Kasse errichtet, die alle Unterschiede ausgleicht. Die Sannerzbriefe werden nach Ostern allen denen vom Kursus berichten, die auf die ersten beiden Rundbriefe geantwortet haben.

Gesucht Jugendpfleger

für Ortsgruppe V. D. F., erfahren in der Jugendbewegung, erwünscht auch für Jugendfürsorge. Dauernde Anstellung. Meldung an Pfarrer Dr. Ott, Wiesbaden, Goethestraße 9.

Der Neuwerk-Verein e. V. ladet hiermit seine Mitglieder zur ordentlichen Mitgliederversammlung am 20. April 1922 mittags 2 Uhr in Sannerz im Neuwerkhaus ein.

Sannerz, den 6. April 1922.

Der Vorstand.

Suche Anstellung als
Lehrerin
Magda Koops, Altona
Elbe Allee 98.

Wer kann uns den Jahrgang 1921—1922 des neuen Werkes zur Verfügung stellen?

Wegel Pianos und Harmoniums

auch mit eingebautem Selbstspielapparat schon vor 5000 Mk. an
Prima Referenzen

Gegründet 1879

Hamburg 13

Mietinstrumente

Hallerstraße 1

Berantwortlich für den Anzeigenteil: Elise von Hollander, Sannerz bei Schlüchtern. 
Druck von S. Steinfeld Söhne, Schlüchtern.

